



Berlin, den 24. Oktober 1903.

Die Kaiserinsel.

Vor elf oder zwölf Wochen empfing die Redaktion des „Vorwärts“ einen Brief, den der Schreiber offenbar nicht für das Centralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands bestimmt hatte. Ein Quartbogen; das erste Blatt so ausgeschnitten, daß nur Kopf und Rand erhalten war. Der Kopf trug in gedruckten Lettern das Merkmal der Herkunft: „Militärischer Begleiter Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen“. Die ersten zwei Worte waren mit Tinte ausgestrichen und — wie es schien, von der selben Kanzlistenhand, der auch der Brief dictirt war — durch das Wort „Hofmarschallamt“ ersetzt. Der Brief mußte also aus der Zeit stammen, wo dem Kronprinzen, dessen Angelegenheiten vorher ein „militärischer Begleiter“ erledigt hatte, schon ein eigener Hofstaat zugewiesen war. Kinder, mag von den Redakteuren einer gesagt haben, die Sache riecht stark nach Schwindel; wenn wir von der Beuthstraße nach der Lindenstraße übersiedeln, lassen wir neue Briefbogen drucken: und ein Hofmarschall des Kronprinzen sollte so philisterhaft knauserig sein, daß er, um ein paar Mark zu sparen, den alten Bogenvorrath mit veränderter Kopfschrift aufbraucht? Unglaublich! . . Unglaublich? Ein Schwindler hätte das erste Blatt nicht abgeschnitten, nicht ausdrücklich am Rand vermerkt, er wolle keine Person kompromittiren und habe deshalb Unterschrift und Adresse unleserlich gemacht. Das mußte Verdacht erregen und konnte die Redakteure, wenn sie eine Kabale witterten, auf den Einfall bringen, den Brief faksimilirt zu veröffentlichen; dann wäre der Schwindler wahrscheinlich entlarvt worden. Und was auf dem zweiten Blatt stand, klang nicht so fürchterlich, daß es ein äußerst umständliches Verfahren rechtfertigen konnte. Dem ungenannten Adressaten wurde „vertraulich der Vorschlag

mitgetheilt, im Zuge der in Ausführung begriffenen Heerstraße von Berlin nach Döberitz auf der Insel Bichelswerder ein geräumiges Stadtschloß für die ganze kaiserliche Familie zu erbauen und die Insel, nach Expropriation der dortigen Privatbesitzer, für jeden nicht ganz einwandfreien Besucher abzusperren.“ Dadurch solle „die örtliche Sicherheit für die Person Seiner Majestät“ für alle Fälle verbürgt werden. Um „die Gefahr zu beseitigen“, daß der von der kaiserlichen Familie bewohnte Wahlkreis durch einen Republikaner vertreten werde, wolle man aus Bichelswerder, der Domäne Ruhleben, dem Bezirk der Spandauer Staatswerkstätten, den Gutsbezirken Döberitz und Hahnberg einen eigenen Reichstagswahlkreis bilden, in dem nur Personen aus kaiserlichem und königlichem Dienst wohnen dürfen. An diese Mittheilung schloß sich der Satz: „Ihr Vorschlag, wonach die Garderegimenter keine direkte Rekrutenaushebung erhalten, sondern ihren Ersatz durch einwandfreie Elitemannschaften der Linie erhalten sollen, ist wohl der Erwägung werth.“ Warum sollte dieser Brief nicht geschrieben und abgesandt sein? Gewiß ist, unbestreitbar, daß in der Hoffspäre Herren leben, denen die Sicherheit der kaiserlichen Familie in der sozialdemokratischen Residenz gefährdet scheint. Eben so gewiß, daß in diesen Kreisen mehr als einmal schon die Frage aufgetaucht ist, ob man in der Stunde solcher Gefährdung auf die den berliner Bacillen ausgefetzten Gardetruppen unbedingt zählen dürfe oder ob sich ein anderes Rekrutierungssystem empfehle, das den rothen Giftstoff dem Gardecorps fernrer halte. Wer daran zweifelt und nicht Gelegenheit hat, die Berechtigung des Zweifels in Privatgesprächen zu prüfen, braucht bloß in das einst viel gelobte Buch zu blicken, das der Geheimrath von Massow vor neun Jahren unter dem Titel „Reform oder Revolution!“ erscheinen ließ. Da sind im ersten Kapitel die folgenden Sätze zu lesen: „Fünfzigtausend entschlossene Kämpfer in Berlin unter die Waffen zu rufen, denen sich weitere fünfzigtausend nach dem ersten Erfolg anschließen, ist den sozialdemokratischen Führern schon heute ohne Schwierigkeit möglich; und in zehn Jahren wird es ihnen noch leichter sein, wenn die Verhältnisse nicht anders werden... In der Nacht, wenn die Offiziere, mit Ausnahme der Lieutenants, die in der Kaserne wohnen, in ihren Stadtquartieren sind, wird der Aufruhr plötzlich gegen die Kasernen anstürmen und dabei mit Dynamit arbeiten... Die Offiziere, die in die Kasernen eilen, wird man durch aufgestellte Posten rechtzeitig abfangen, sie einzeln mit Uebermacht angreifen und töden. Während die Truppen ihre Kasernen vertheidigen müssen und der Polizei nicht zur Hilfe kommen können, führt die Polizei nur einen kurzen Kampf.

Von einem Massenschnellfeuer empfangen, wird sie schnell den Platz räumen müssen. Ein gleicher Empfang wird der Feuerwehr bereitet werden, wenn sie herbeieilt, nachdem die Kasernen in Brand gesteckt sind . . . Auf dem Wasserwege ließen sich unter falscher Deklaration auf Schleppzügen, die ja ohne Beschwer mit zuverlässigen Genossen bemannt werden könnten, Gewehre und Munition in erforderlicher Menge einschmuggeln. Und wenn die sozialdemokratische Bewegung unter der Jugend unserer arbeitenden Klassen so weiter um sich greift wie bisher: wer steht uns dafür, daß in zehn Jahren die jungen Soldaten nicht mit den Aufrührern fraternisiren und ihnen die Waffen ausliefern? Bei einem gut angelegten und durchgeführten Plan würde es der Sozialdemokratie nicht schwer, sich beim ersten Ansturm der Reichshauptstadt zu bemächtigen.“ Dann wird geschildert, wie „fast die gesammte Infanterie absorbirt“ würde, um das Schloß, das Generalstabsgebäude, die Reichsbank, das Haupttelegraphenamt und andere Verwaltungszentren zu schützen; „ob der Artillerie und Kavallerie allein gelingen würde, den Straßenkampf siegreich durchzuführen, ist mehr als zweifelhaft.“ Das wurde vor zehn Jahren geschrieben, nach einer Reichstagswahl, die den Sozialdemokraten 1 700 000 Stimmen gebracht hatte. Von einem gebildeten Mann geschrieben, der in dreißigjähriger Verwaltungspraxis und als Organisator deutscher Arbeiterkolonien den Volkscharakter und besonders die Wesenseigenschaften des Proletariats erkennen gelernt haben konnte; von einem Mahner zu kräftiger „sozialer Reform“. Selbst er wußte nicht, daß die deutschen Marxisten von Straßenaufständen und Putzchen nichts, von der unwiderstehlichen Gewalt wirtschaftlicher Entwicklung Alles erwarten und jeden Versuch, die herrschende Macht mit Pulver und Dynamit niederzuzwingen, als eine Narrenposse verlachen, als einen Frevel am Lebensrechte des Proletariats verpönnen würden. Das schien viel Größeren sogar leerer Wahn. Bismarck war nicht aus dem Glauben zu bringen, alle graue Theorie werde an dem Tage über Bord geworfen werden, wo die Sozialdemokratie sich stark genug fühle, um einen Hauptstreich wagen zu dürfen; er sah einen Straßenkampf voraus und seine Sorge kehrte oft zu der Frage zurück, ob man an diesem Schicksalstag die Truppen fest in der Hand haben werde. Und jetzt, da seit 1893 die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen sich fast verdoppelt hat, nach den Reden über die hochverräterische Schaar und die feige Mörderlippe, — jetzt sollte solche Sorge nicht das Her; zweier Duzendhöslinge beschleichen? Wer überhaupt mit der Möglichkeit eines Straßenaufstandes rechnet, hat auch die Pflicht, an die Sicherheit der königlichen Familie zu denken; hat doppelt die Pflicht,

wenn er zum Hause des Kaisers gehört. Bis 1910 — und so lange würde die Ausführung des Schloßbauplanes dauern — kann die Sozialdemokratie auch den ersten berliner Reichstagswahlkreis erobert, kann sie, nach höfischer Meinung, das Gardecorps weiter versenkt haben. Gar nicht unglaublich also, daß zwei Getreue am Hof nach Mitteln suchen, die unter allen Umständen die Sicherheit der Dynastie verbürgen; gar nicht unglaublich, daß sie bei der ersten Erörterung des einstweilen nur in Umrissen entworfenen Planes verwaltungrechtliche und konstitutionelle Bedenken als Zwirnsfäden betrachten, über die man, auf dem Wege zu einem großen Ziel, nicht stolpern dürfe. Daß auf Bichselwerder der Privatbesitz nicht so leicht zu expropriieren, ein neuer, abnorm kleiner Wahlkreis nicht so leicht zu schaffen ist, sieht sie nicht an: sie sahen nicht selten schlimmere Schwierigkeit schnell überwunden. Gar nicht unglaublich schien die Sache auch den Redakteuren des „Vorwärts“, die ja nicht zum ersten Male ein amtliches Schriftstück auf ihrem Tisch fanden. Dieses dünkte sie ein ungemein lehrreiches Symptom höflicher Stimmung. Einer von ihnen setzte sich also hin und machte aus dem Brief einen kleinen Artikel, der, unter dem Titel „Die Kaiserinsel“, am sechzehnten August 1903 erschien.

Darin wurde von „höchst sonderbaren Plänen“ gesprochen, die „in Hofkreisen erörtert werden und auf eben so unbegründete wie düstere Stimmungen schließen lassen.“ Der Skizzierung des Planes folgte leichter, nicht kränkelnder Spott über „die Hofleute“, „die Herren, die sich am Hof über die Zukunft der Monarchie den Kopf zerbrechen“, und „allerlei Geister, die ein Interesse daran haben, durch Erregung schwarzer Vorstellungen die Geschäfte der Reaktion und des Junkerthumes spekulativ zu fördern.“ Mit keiner Silbe war angedeutet, daß der Kaiser den Plan billige oder auch nur kenne; und der Satz von den spekulativen Förderern der Junkerengeschäfte sprach deutlich gegen den Verdacht, die sozialdemokratischen Zeitungschreiber könnten Wilhelm den Zweiten für den Erfinder des Planes gehalten haben. Am nächsten Tag erklärte die freiwillig oder unfreiwillig offiziöse Presse, die Inselgeschichte sei ein albernes Märchen, „eine lächerliche Hundstagsphantasie.“ In der Redaktion des „Vorwärts“ aber traf bald danach eine Postkarte ein, die von der selben Hand geschrieben schien wie der Brief mit dem korrigierten Kopf und behauptete, die Geschichte sei wahr und Näheres darüber vom Hofmarschall Ulrich von Trotha und von dem Restaurator der Hofkönigsburg, Herrn Bodo Ebhardt, zu erfahren. Dieses Zeugniß genügte den Redakteuren. Vielleicht hatte der Hohn, womit ihre erste Meldung auf allen Seiten empfangen worden war, sie eigensinnig gemacht; jedenfalls bedachten sie

nicht, daß der Architekt Ebhardt einen ernsthaften Auftrag zur Ausarbeitung eines Projektes nur vom Kaiser selbst erhalten haben konnte. Sie meinten wohl, ihnen könne nichts passieren, weil sie den Kaiser nicht angegriffen hätten, und waren ihrer Sache so sicher, daß sie den Hofmarschall von Trotha, der seinen Namen unter die Erklärung setzte, er wisse nichts von solchem Plan, durch den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zur Klage zwangen. Was nun kam, überraschte nicht sie allein. Zwei Hausdurchsuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei (natürlich ohne Resultat); Beschlagnahme des Artikels vom sechzehnten August; Verhaftung des Verantwortlichen Redakteurs Stadtverordneten Leid, der angeklagt wird, gegen § 95 (Majestätbeleidigung) und § 360¹¹ (Grober Unfug) gesündigt zu haben. (Das Verfahren gegen einen anderen Redakteur, unter dessen Verantwortlichkeit Herr von Trotha im „Vorwärts“ der Lüge geziehen worden war, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; wer einen hohen Beamten, wider dessen mit Namensunterschrift gedeckte Versicherung, öffentlich einen Lügner nennt, muß die vom Gesetz vorgesehenen Folgen tragen.) Herr Leid wird auf Beschluß der Beschwerdeinstanz enthaftet, des Kammergerichtes, dessen gefürchteter Straffenat in dem inkriminierten Artikel den Thatbestand der Majestätbeleidigung „keineswegs zweifelsfrei“ festgestellt findet. Für diese Feststellung hat nun die dritte Strafkammer des Landgerichtes I Berlin gesorgt: sie hat am sechzehnten Oktober 1903 Herrn Leid von der Anklage, Groben Unfug verübt zu haben, freigesprochen, wegen Majestätbeleidigung aber zu neun Monaten Gefängnis und zum Verlust der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Ämter verurtheilt.

Eine Verurtheilung wegen Groben Unfuges war von vorn herein ausgeschlossen. Vor fünf Jahren war ich in München angeklagt, durch den am sechzehnten April 1898 hier veröffentlichten Artikel „König Otto“ Groben Unfug verübt zu haben. Der Artikel hatte in Bayern kein sichtbares Ärgerniß erregt; Johann Baptist Sigl, der den Preußen doch nicht hold war, fand ihn „tief ergreifend“, im bayerischen Landtag, wo der Fall zweimal ausführlich erörtert wurde, erhob sich keine Stimme wider den Beschuldigten und der Gutsherr von Friedrichsruh nannte die kleine Darstellung historisch richtig und für den Monarchisten erfreulich. Trotzdem Otto Mittelstaedt in der „Zukunft“ den schöffengerichtlichen Schuldspruch für unhaltbar erklärte, blieb es in den folgenden Instanzen bei der Verurtheilung zu vierzehn Tagen Haft; die Richter meinten, der Artikel müsse das Publikum „beunruhigen und belästigen“. Vergebens hatte ich mich auf die — aus Mittelstaedts Feder stammende — Reichsgerichtsentscheidung vom dritten Juni 1889 berufen,

wonach § 360¹¹ StGB nicht etwa als eine allgemeine subsidiäre Strafbestimmung anzuwenden sei, der Alles untergeordnet werden dürfe, was einem Richter Unrecht scheine, ohne daß es von irgend einer anderen strafrechtlichen Norm getroffen werde. Vergebens an den letzten Thermidorarren erinnert und den Gerichtshof aufgefordert, ehe es zu spät sei, mit einer Spruchpraxis zu brechen, die der stärkste Kriminalist des Reichsgerichtes „abwegig“ genannt habe. Die Antwort war und blieb: Vierzehn Tage Haft. Doch ich hatte wirklich auf dem letzten Karren gefessen. Noch im selben Jahr erging vom Reichsgericht eine neue Entscheidung, nach der zum Thatbestande des Groben Unfuges die „Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung“ gehört, die bloße „Belästigung des Publikums“ nicht ausreicht. Mir half dieses Urtheil nicht mehr: ich mußte in den Käfig; aber es endete die aus § 360¹¹ der Presse drohende Gefahr und hätte genügt, um den Redakteur Leid vor Strafe zu schützen. Der Erste Staatsanwalt am Landgericht I Berlin, Herr Oberstaatsanwalt Dr. Jsenbiel, kennt die leipziger Judikatur natürlich genau und hat sich über die Aussichtslosigkeit dieses Theiles der Anklage sicher nicht getäuscht. In der Hauptverhandlung sagte er, als Jurist sei er stets ein Gegner allzu weitgehender Interpretation des § 360¹¹ gewesen, und stellte in diesem Punkte dem Gericht die Entscheidung anheim. . . Warum aber, wurde gefragt, hat er dann Leid erst Groben Unfuges angeklagt? Ich vermuth: um die Zulassung des Wahrheitbeweises zu rechtfertigen. Die Frage, ob b.i Majestätsbeleidigung der Wahrheitbeweis zulässig sei, ist in der Theorie kontrovers; sie wird von Geher, Hälshner, John, Lijst bejaht, von Meyer, Merkel, Olshausen verneint. Für die Praxis ist sie seit dreiundzwanzig Jahren negativ beantwortet. Das Reichsgericht hat entschieden, daß „im Falle des § 95 StGB der Beweis der Wahrheit mit dem Grundsatz der Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes in Widerspruch treten und Erörterungen im Gefolge haben würde, die mit der erhabenen Stellung des Staatsoberhauptes unverträglich wären.“ Diese Entscheidung duldet keine Ausnahme. Wenn der Redakteur des „Vorwärts“ aber, ohne die Wahrheit seiner Angaben beweisen zu dürfen, verurtheilt worden wäre, hätte Jeder gedacht, Etwas müsse doch wohl an der Sache sein. Das sollte vermieden und künftigen Majestätsprozessen dennoch nicht präjudizirt werden. Daher die Idealkonkurrenz von Majestätsbeleidigung und Grobem Unfug. § 360¹¹ hatte seine Schuldigkeit gethan, sobald er dem Angeklagten die Möglichkeit gegeben hatte, den Beweis der Wahrheit zu erbringen. Das war juristisch fein ausgeklügelt und verdient auch von dem Verurtheilten eher Lob als Tadel.

Denn nicht des Staatsanwaltes Schuld wars, daß der Beweisversuch völlig mißlang. Die Herren von Trotha und Ebhardt, Graf Hülßen-Häfelers und Herr von Lucanus, Graf Eulenburg und Freiherr von Mirbach, Stabs-offiziere, Geheimräthe, Sekretäre, Amtsdienner: Alle sagten unter dem Zeugeneid aus, von dem Schloßbauplan und Allem, was damit zusammenhängen solle, sei ihnen nie das Geringste bekannt geworden. Festgestellt wurde aber, daß im krongprinzlichen Hofmarschallamt genau solche Briefbogen mit korrigirter Kopfschrift benutzt werden, wie einer den sozialdemokratischen Redakteuren ins Haus geschickt worden war. Wer den Brief geschrieben und in die Lindenstraße geschickt haben mag? . . . Vermuthungen sind selbst im neusten Deutschland gestattet; unzweideutig wird die Frage vielleicht erst an dem Tage beantwortet werden, wo das Geheimniß der Potta-Briefe entschleiert wird, deren Verfasser Herr Lebrecht von Koge ganz sicher nicht ist.

Schon während der Beweisaufnahme erregte der schlechte Stil der Bertheidigung Aergerniß. Als die Herren von Trotha und Ebhardt, die Chefs des Civil- und Militärkabinetts, allenfalls noch der in alle Sättel gerechte Freiherr von Mirbach geschworen hatten, sie wüßten nichts von Inselfloßplänen, mußte man des grausamen Spieles genug sein lassen, dem Hofmarschall und dem Architekten eine rückhaltlose Ehrenerklärung geben und auf die Fortsetzung des Zeugenverhöres verzichten. Statt so zu handeln, suchten die drei Bertheidiger Haase, Levy und Liebknecht aus den Zeugen um jeden Preis irgend Etwas herauszupressen. Das war ein schlimmer Fehler; nicht nur, weil der Versuch mit untauglichen Mitteln unternommen wurde und in jedem einzelnen Fall fehlschlug: auch wenn er zufällig einmal gelungen wäre, hätte er auf das Gericht einen schlechten Eindruck gemacht. Wer beweisen will, daß Herr Müller silberne Töffel gestohlen habe, darf, wenn dieser Beweis nicht erbracht werden kann, sich nicht um den Nachweis bemüht zeigen, daß der Angeeschuldigte Müller nur selten bade und manchmal schmutzige Nägel habe, unsauberen Wandels also verdächtig sei. Der Ausgang des Prozesses wäre nicht anders gewesen, wenn Graf Hülßen-Häfelers zugegeben hätte, von einer veränderten Rekrutirung der Garde sei irgendwann schon die Rede gewesen. Er gabs nicht zu; und die inquisitorische Emsigkeit verrieth, wie unsicher die Bertheidigung sich fühlte und wie viel ihr daran lag, von den hartnäckigen Behauptungen des Angeklagten wenigstens einen Fegen ins Nebelreich der Wahrscheinlichkeit hinüberzuretten. Im Bann dieser Sorge übersehen die Anwälte den wichtigsten, den, wie mich dünkt, allein wichtigen Punkt der Anklage und suchten, wenn der Bericht des „Vorwärts“ nicht trügt, das

Hauptargument des Staatsanwaltes gar nicht erst an. Sie durften nicht den Glauben wecken, das Schicksal ihres Mandanten sei an das Gelingen des Wahrheitbeweises gekettet, nach dessen Mißlingen besiegelt; durften es um so weniger, als, nach reichsgerichtlicher Entscheidung, „jeder Angriff, dessen Richtung oder thatsächlicher Erfolg die Verächtlichmachung oder Herabwürdigung des Staatsoberhauptes in der öffentlichen Meinung ist, unabhängig von der Wahrheit oder Unwahrheit der zu Grunde liegenden Thatfachen, nothwendig ein widerrechtlicher ist.“ Der taktische Aufmarsch der Vertheidigung war schlecht vorbereitet, ihre Verschanzung ohne die nöthige Voraussicht aller Möglichkeiten gewählt. Daß nichts bewiesen werden könne, war nach der Aussage der ersten Zeugen nicht mehr zweifelhaft. Was blieb noch? Die Behauptung, der inkriminirte Artikel habe sich gar nicht gegen den Kaiser gerichtet. Dafür sprach Vieles, doch auch Manches dagegen. Weshalb der große Apparat eines Wahrheitbeweises, wenn die Beschuldigung, den Kaiser beleidigt zu haben, unhaltbar schien, — mochten die angeführten Thatfachen nun wahr oder unwahr sein? Zwei Eisen im Feuer zu haben, ist immer, beide voreilig zu zeigen, fast niemals nützlich. Auch hatte der schreibende die Lage des verantwortlich zeichnenden Redakteurs durch zwei Unbedachtsamkeiten verschlechtert: in seinem Artikel stand, durch das Injelsprojekt werde die döberiger Heerstraße, „deren Zweck nicht recht ersichtlich war, ihre eigentliche Bestimmung erhalten“; und er hatte später angedeutet, Herr Ebhardt sei bereits mit der Ausarbeitung des Planes beauftragt worden. Diesen Auftrag konnte nur der Kaiser ertheilen und nur er konnte der von Berlin nach Döberitz führenden Straße „ihre eigentliche Bestimmung“ geben. Diese Schwierigkeit schreckte die drei Vertheidiger nicht. Unermüdlich wiederholten sie, dem Artikel fehle jede Beziehung auf die Person des Kaisers. Der alte Liebnecht hat in Breslau mit dem Versuch, zu leugnen, daß seine Parteitagssrede der Abwehr eines kaiserlichen Angriffes gegolten habe, einst üble Erfahrung gemacht. Das hinderte seinen Sohn nicht, als Vertheidiger jetzt die selbe unkluge und muthlose Taktik zu wählen. „Die Sozialdemokratie übt stets nur an Institutionen, nicht an Personen Kritik“. (Oktober 1903!) „Diesen Grundsatz hat auch der ‚Vorwärts‘ immer befolgt, der durchaus nicht geneigt ist, den Kaiser herunterzureißen.“ „Der ‚Vorwärts‘ hat nie, wie der Staatsanwalt behauptet, dem Sport geschuldigt, dem Kaiser verschleierte die Wahrheit zu sagen.“ „Die Absicht des Artikelschreibers war, den Kaiser vor den Umtrieben der Kamassilla zu schützen.“ Konnten verständige Menschen von solchen Sätzen irgend eine Wirkung auf eine berliner Strafkammer erhoffen? Mußte nicht Aug-

heit und Ehrgefühl im Verein hier zu offenem Bekenntniß republikanischer Ueberzeugung drängen? Und durfte der Angeklagte Leid redlichen Herzens staunen, als er aus dem Munde des Vorſitzenden, der den Schuldspruch begründete, die Worte vernahm, der „Vorwärts“ habe nicht die Tendenz, den Kaiſer vor der Kamarilla zu ſchützen, ſondern ſuche die Autorität der Krone zu untergraben? Der Landgerichtsdirektor hätte ſich gegen Einwände auf den Genossen Bebel zu berufen vermocht, der in Dresden geſagt hat: „Ich will der Todfeind dieſer bürgerlichen Geſellſchaft und dieſer Staatsordnung bleiben, ſo lange ich lebe, um ſie in ihren Exiſtenzbedingungen zu untergraben.“ Zur Staatsordnung gehört ſicher das Kaiſerthum. Kein Republikaner, kein Sozialdemokrat verdient Tadel oder Schmähung, weil er thut, was ihm Ueberzeugung gebietet; doch jeder ſollte, was er iſt, auch zu ſcheinen wagen.

Gegen ſolches Vertheidigungssystem hätte ſelbſt ein Dugendprokurator leichtes Spiel gehabt; und Herr Dr. Zſenbiel iſt unter Teſſendorffs Nachfolgern der beſte Mann. Aus ganz anderem Holz als Arnims Ankläger, der mühsam, mit ſtammelnder Zunge, die Worte zuſammenſuchte, dann aber den Gegner mit Reulensſchlägen traf und, weil er ſich nur in leidenschaftlichem Born ſtark fühlte, das den Vertreter der Staatsgewalt zierende ruhige Gleichmaß immer vermiſſen ließ. Teſſendorf hätte in rauh wüthender Rede der Sozialdemokratie ihr ganzes Sündenregister vorgehalten, die Nothwendigkeit betont, den § 95 gegen die Umſturz ſinnende Partei hentzutage mit unbarmherziger Strenge anzuwenden, den Angeklagten Leid grob geſcholten, den Zeugen Wiſner, weil er ſelbſt ſchon wegen Majestätbeleidigung im Gefängniß geſeſſen habe, für vollkommen unglaublich erklärt und in den Saal gewettert, bis der Brief aus dem Hofmarſchallamt vorgelegt werde, ſehe er in der ganzen Geſchichte nur eine ruchloſe Erfindung boſhafter Tintenklekſer. Herr Zſenbiel iſt nicht ſo ſtark, aber gewiſſenhafter und nobler in der Wahl ſeiner Mittel. Er bemüht ſich, gerecht zu ſein, und würde bewußten Willens wohl nie einen mehrloſen Angeklagten ſchimpfen. Herr Leid fühlte ſich durch den Hinweis auf ſeine ökonomiſche Abhängigkeit beſchwert — der offenbar doch nur den Zweck hatte, ein geringeres Strafmaß zu rechtfertigen, als nach der Wucht der Anſchuldigung zu erwarten war —, würde ſich aber wundern, wenn er andere Staatsanwälte kennen lernte; ich kenne andere und kann ihn verſichern, daß ich nie ſo würdig behandelt worden bin wie er. Kein grolles Scheltwort gegen die Sozialdemokratie oder deren angeklagte Vertreter; kein Zweifel an der Exiſtenz des Briefes aus dem Hofmarſchallamt, der natürlich nicht vorgelegt und über den auf wichtige Fragen die Ausſage verweigert

wurde; ein Kompliment für Herrn Eisner, der „den „Vorwärts“ gut redigire“ und dessen Vorstrafe unerwähnt blieb; kein Gezeter über die „bodenlose Trivialität eines Treibens, das nicht einmal durch den Schatten eines Beweises geschützt werde“; keine byzantinische Verherrlichung des Kaisers: nur gerade, was zur Sache unbedingt nöthig schien; und schließlich eine Ueberraschung, die unsere Zeitungssprache sensationell nennen könnte: der Erste Staatsanwalt bekannte sich als einen Gegner des § 95, den er freilich, als geltendes Recht, anwenden müsse, doch lieber aus dem Strafgesetzbuch verschwinden sähe. Das Bekenntniß wurde zwar rasch ein Bißchen eingeschränkt, aber es bleibt eine tapfere That, die den Bühnen das Treppenbarrett kosten konnte und die sicherlich weder den Justizminister Schönsiedt noch den Oberstaatsanwalt Wachler zu entzücktem Beifall hingerissen hat. Daß ein abhängiger Verwaltungsbeamter, der täglich auf Wartegeld gesetzt werden kann, Solches öffentlich heute zu sagen wagt, ist immerhin der Erwähnung werth; und mir scheint, man brauche nicht servil zu sein, um einen Staatsanwalt, der, ohne gegen den Schwachen zu wüthen, die Würde des Amtes wahret und als ein moderner Europäer angeesehen sein möchte, aufrichtigen Sinnes zu loben.

Das Lob gilt dem muthigen und taktvollen Mann, dem wir glauben dürfen, daß er nicht leichten Herzens Menschen ins Gefängniß schickt, gilt nicht seiner letzten forensischen Leistung. Der Laie, der nur passiv Strafrechtsstudien gemacht hat, und der Politiker muß fast jedem Satz des Herrn Dr. Zsenbief widersprechen. Der Staatsanwalt war stärker als die Verteidiger, deren Blößen er geschickt ausnützte, und sein Schlußvortrag hob sich beträchtlich über die Durchschnittshöhe prokuratorischer Dialektik. So kam er ans Ziel: sein Strafantrag wurde von der Kammer als gerecht befunden. Vielen aber scheint der Bau, in dem Ankläger und Richter sich zusammenfanden, auf recht morschem Gebälk zu ruhen. Die Verteidigung hatte behauptet, der inkriminirte Artikel könne nicht auf den Kaiser bezogen werden. Der Staatsanwalt antwortete, solche Beziehung sei sehr wohl möglich und diese Möglichkeit genüge, wenn überhaupt eine strafbare Handlung als vorhanden angenommen werde, zum Thatbestande der Majestätbeleidigung. Dagegen ist, trotz der Kuppeltante Voss und ihren noch dümmern Basen, nichts zu sagen; man braucht gar nicht an die ausschweifende Anwendung des *dolus eventualis* zu denken, der ja an sich auch kein kindischer Konsens ist: selbst die modernsten Kriminalisten finden die Begriffsmerkmale des Vorsatzes erfüllt, wenn der Thäter den Erfolg für möglich hielt. Die in der Presse verfochtene Meinung, der Erfolg müsse als sicher, nicht nur als möglich vorausgehen

sein, wird weder von der Theorie noch von der Praxis gedeckt. Hat der Redakteur Veid in sein Bewußtsein die Möglichkeit ausgenommen, daß der Artikel auf den Kaiser bezogen werden könne, so wird er, vorausgesetzt, daß der Artikel überhaupt den Thatbestand der Majestätsbeleidigung erfüllt, nicht dadurch straf-frei, daß die Beziehung nicht unbedingt nöthig war. Wodurch aber war in diesem besonderen Fall die Möglichkeit strafbarer Beziehung gegeben? Der Oberstaats-anwalt sagt: „Wenn man von ‚Hofreisen‘ spricht, kann Seine Majestät, als das Haupt des Hofes, nicht ausgeschlossen sein.“ Beispiel: „Wer davon spricht, daß, in Theaterreisen die Aufführung eines verbotenen Stückes geplant werde, denkt nicht an Projekte irgend welcher Schauspieler, sondern an die maßgebenden Kreise der Theaterleiter und Regisseure.“ Schon dieses Beispiel steht auf schwachen Füßen. Wenn ein Theaterthyrann die Aufführung plant, heit im Börsencourrier: „Direktor Schulze (oder Cohn) will das Stück den literarischen Feinschmeckern der Metropole in einer Sondervorstellung zugänglich machen“; redet unser Allerhalter Landau, unser Universalgenie Holzbock aber von „Theaterreisen“, dann weiß der Kundige, daß ehrgeizige oder schlecht beschäftigte Schauspieler sich zusammenthun wollen, um die Auf-führung zu ermöglichen. Noch falscher ist, nach allgemein gültigem Sprach-gebrauch, Nienbiels Hauptsah. Niemals, beinahe niemals wird an den König gedacht, wenn von „Hofreisen“ gesprochen wird. Der Monarch gehört eben so wenig zum Hof wie — mein Beispiel hat den Vorzug allerhöchster Vohali-tät — der liebe Gott zu den himmlischen Heerschaaren. Schillers Philipp, der auf strengste Befolgung des Cermonialgesetzes hielt, ladet seinen „ganzen Hof“ zum Blutgericht; und seine Frau ruft dem stürmischen Knaben Karl zu: „Mein Hof ist in der Nähe!“ Hundert, tausend Beispiele lieen sich für die That-sache anführen, daß fast immer und überall zwischen Herrscher und Hof unter-schieden ward. Wer, fragt Molière, sah an Höfen je Einen, der nicht den eigenen Vortheil suchte? *On voit partout que l'art des courtisans ne tend qu'à profiter des faiblesses des grands.* Voltaire: *A mesure que les pays sont barbares ou que les cours sont faibles, le cérémonial est plus en vogue.* Bossuet: *La cour veut toujours unir les plaisirs avec les affaires.* La Bruyère: *La cour est comme un édifice bâti de marbre; je veux dire qu'elle est composée d'hommes fort durs, mais fort polis.* Heine: „Die Kunst der Höfe besteht darin, die sanften Fürsten so zu härten, daß sie eine Keule in der Hand des Höflings werden, und die wilden Fürsten so zu sänstigen, daß sie sich willig zu jedem Spiel, zu allen Pofituren und Aktionen hergeben.“ Brougham: „Der Hof erzeugt, wie der Vater das Kind, selbst seine

Tyrannen.“ Shelley: „Im Sonnenschein des Hofes, von seiner Fäulniß nähren sich die Drohnen der Gesellschaft.“ Abraham a Santa Clara: „Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber viel Erz: viel Erz-Dieb, Erz-Schelmen, Erz-Betrüger“. Die Liste könnte nach Belieben verlängert werden. Daß die drei Vertheidiger kein einziges Beispiel bereit hatten, zeigte, wie schlecht sie gerüstet waren. Sie fanden auch kein armes Wörtchen der Abwehr, als der Staatsanwalt von einer „Angelegenheit der ganzen kaiserlichen Familie“ sprach: und das deutsche Staatsrecht kennt doch keine „kaiserliche Familie“. Das Alles mochte hingehen. Viel schlimmer war, ganz unvergleichlich, daß ja von Hauptstück der Anklage gar nicht erst zu prüfen versuchten. Herr Leid ist verurtheilt worden, weil er dem Kaiser Mangel an persönlichem Muth angedichtet habe. Das wäre so ungefähr die schwerste Beleidigung, die zu erdenken ist; und deshalb durfte ich sagen, nach der ungeheuren Wucht der Anschuldigung erscheine das Strafmaß relativ noch gering. Auch ein Wald- und Wiesenvertheidiger mußte, spätestens aus dem Plaidoyer des Staatsanwaltes, merken, daß hier die Gefahr der Sache lag, hier allein; und gegen diese Anklage die ganze Kraft aufbieten. In Roabit wurde der wichtigste Punkt von den Vertheidigern kaum mit einer Silbe gestreift.

Vor fünfundsünfzig Jahren rief ein König von Preußen: „Ich muß nach Potsdam! Hier in Berlin zwingt man mir eine Konzession nach der anderen ab.“ Leopold von Gerlach, der den Ausspruch des Verzweifelnden aufgezeichnet hat, erzählt, nur die Mahnung eines Arnim, der daran erinnerte, daß eine vom Herrscher verlassene Residenz selten zurückgewonnen worden sei, habe den König einstweilen noch von der Flucht abgehalten. War Friedrich Wilhelm der Vierte deshalb feig? Wars kein jüngerer Bruder, der um die selbe Zeit vor Thau und Tag aus Berlin in die spandauer Citadelle und nach zweitägigem Aufenthalt von dort ver mummt ins Ausland floh? Er hat vorher und nachher bewiesen, daß persönlicher Muth ihm nicht fehlte, und heißt in der offiziellen Reichssprache heute Wilhelm der Große. An das Schicksal des Ahnen dachte der Enkel, als er 1901 die neue Kaserne des Gardegrenadierregimentes Kaiser Alexander einweihte und in der Feierrede sagte, er brauche in seiner Nähe eine „feste Burg“ und eine zuverlässige Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu versprechen“; denn „wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bajonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Boden zu treiben“. Kein Bürger hat nach unserem

Gefeh das Recht, den Muth seines Landesherrn mit ehrfurchtlosem Zweifel anzutasten. Eben so wenig aber, Herr Oberstaatsanwalt Zienbiel, hat ein König das Recht, sein Leben leichten Sinnes aufs Spiel zu setzen. Das wäre Muthwille, nicht Muth. Denn dieses Leben gehört dem Land und dem Volk. Der gekrönte Vertrauensmann der Nation hat die Pflicht, sich dem Bürgerkrieg und der Herrengewalt des fremden Eroberers zu entziehen, Attentate und feindlichen Kugelregen, so lange ers irgend vermag, zu meiden. Wellington war nicht Preußens Freund; wie der Britte aber, als ihm die Märzoperationen des Generals von Pitttwhig gemeldet wurden, haben 1848 tausend treue Patrioten, jeder in seiner Mundart, gefragt: *Mais pourqudi ce brave général n'a-t-il pas commencé par éloigner le roi?* Gegen die Uebermacht nützt kein noch so hoher persönlicher Muth; und ein Herrscher, der in der Schicksalsstunde flüchtend sein Leben rettet, kann seinem Lande einen wichtigeren Dienst leisten als einer, der sich in heroischer Pose meßeln läßt. Nach diejem Grundjag handeln heute alle Kronenträger: der Weiße Zar, der die Bahngleise von Kosaken bewachen heißt, der Koburger Ferdinand, den jedes Gewitterzeichen an oder über die Grenze treibt, und der Deutsche Kaiser, der durch Schutzmannschaftspalriere fährt. Deshalb war der Artikel des „Vorwärts“, selbst wenn er direkt auf den Kaiser bezogen werden mußte, nicht beleidigend. Auch der tapferste Fürst hat, wenn er mit der Möglichkeit einer bewaffneten Massenerhebung rechnet, das Recht nicht nur, nein: hat die Pflicht, früh für eine sichere Stätte zu sorgen, wo er ungefährdet warten kann, bis der Sturm verbraust ist und durch schwarze Wolken wieder ein Sonnenstrahl bricht.

... Wenn Leid Glück hat, hebt der dritte Straffenat in Leipzig das Urtheil des Landgerichtes auf. Dann sollte der Genosse ohne Bertheidiger vor seinen Richter treten und also sprechen: „Ich bin Republikaner und gebe mich nicht für Einen, den Neigung oder Beruf treibt, den König vor Hofabalen zu schützen. Ich bin Sozialdemokrat und habe gern nach einem vom Glanz amtlicher Weihe umleuchteten Blättchen gegriffen, das zu beweisen schien, wie völlig man auf unnahbarer Höhe unjer Hoffen und Streben verkennt. Aber ich habe nie, nicht eine Sekunde, für möglich gehalten, der Deutsche Kaiser könne dadurch beleidigt sein, daß ich ihm die Absicht zuschrieb, sich, seine Frau und Kinder vor übermächtigem Aufruhr in einer Insel feste zu sichern. Mein Irrthum kann lehren, daß die organisirte Masse nicht das Leben des Kaisers bedroht, der Kaiser ihr in ruhigen Stunden kein böses Trachten zutraut. Solche Lehre ist nützlich. Meinen Leichtfinn habe ich im Gefängniß und durch Erregungen aller Art nicht zu gelind gebüßt. Jetzt darf ich den Hohen Gerichtshof mit gutem Gewissen um Freisprechung bitten.“

Impressionistische Weltanschauung.

Eine Kunst, die allen Bedürfnissen großer Gemeinschaften genügt und darüber hinaus der allgemeinen Sehnsucht Antworten zu finden weiß, kann mit Erfolg ästhetisch betrachtet werden. Denn alle Lebensinstinkte und Weltbegriffe, die das künstlerisch Formale entscheidend determinieren, sind dann Gemeinbesitz, werden überall unbewußt vorausgesetzt und innerhalb des Kollektivempfindens wird die ästhetisch prüfende und genießende Betrachtungsweise möglich. Anders ist es, wenn in einer Epoche verschiedene Kunstauffassungen einander fremdartig, ja, feindlich gegenüberstehen. Dann versagt die Ästhetik, weil der Streit des Artistischen im Grunde auf einen Kampf der Lebensideen zurückzuführen ist. Vor Werken solchen zwiespältigen Wollens sagen die Menschen: Dieses ist schön und Jenes ist häßlich. Sie meinen aber: Dieses ist wahr und Jenes unwahr; sie sehen die Wahrheit durch verschieden gefärbte Ueberzeugungen und ihrer Anschauungsform entspricht immer das Ideal, das aus verwandten Weltbegriffen konstruiert worden ist. Es zeigt sich, daß die Ästhetik nicht einen absoluten Maßstab darbieten kann.

Wo es, innerhalb konsequenter Kulturentwickelungen, künstlerische Zwiespältigkeiten giebt, ist es sicher, daß das Höchste in der Kunst nirgends erreicht ist; denn auf dem Gipfel laufen alle Entwicklungslinien in einem Punkt zusammen. Trotz dieser theoretischen Gewißheit muß, wer zwischen den heterogenen Kunsterscheinungen der Gegenwart steht, ein Verhältniß zu den thätigen Kräften zu gewinnen trachten. Man kann es in verschiedener Weise. Scheut man sich, die ruhigen Gebiete der Ästhetik zu verlassen, so schließe man sich innig der Kunstform an, die den eigenen sicher umschriebenen Ueberzeugungen entspricht, und suche in dieser Beschränkung Entzückungen intimer Art: dann gehört man zur Partei. Oder man spüre Schönsheitelemente verschiedenster Art in allen Aeußerungen des antagonistischen Kunstgeistes auf, beachte überall mit spitzem Geist, was leise oder lauter im Gefühl widerklingt, und koste immer nur die Nuance: dann ist man ein ästhetischer Gourmet. Wer aber die verschiedenen Richtungen der Kunst in ihren geistigen und artistischen Wesenszügen erkennen und diese Erkenntniß zu einer höheren Entwicklungsidee austreiben lassen möchte, kommt mit der Ästhetik nicht aus. Er muß den Geist aller Parteien in sich wirken lassen, durch die Weltgefühle, woraus die so verschieden gearteten Blüthen der Schönheit hervordachsen, als Erlebender hindurchschreiten und sich über seine Erlebnisse dann erheben. Wenn er es nur um ein Geringes kann, ist ein Beweis von der Unzulänglichkeit der Kunst, die er betrachtet, geliefert. Denn eine vollkommene Kunst läßt nur Untersuchungen innerhalb ihrer Grenzen zu und erlaubt

nichts über sich, weil sie höher steht und nach jeder Richtung weiter greift als der kühnste Verstand.

Die charakteristische Kunsterscheinung der Gegenwart, die Impressionismus genannt wird, fordert, mehr als eine andere, neben der ästhetischen die kulturphilosophische Betrachtung. Die Erbitterung, der diese Malerei begegnet, wäre nicht zu erklären, wenn es sich nur um Fragen des Geschmacks handelte. In Wahrheit stehen Dinge in Frage, die mehr oder weniger jeden modern Empfindenden, auch außerhalb der Kunst, angehen und zu denen ein lebhaftes Verhältniß der Bejahung oder Verneinung nöthig ist. Welche Unterströmungen zu beachten sind, wird verständlich, wenn man die geographische Grenze des Impressionismus sucht. Es zeigt sich, daß diese Grenzlinie sehr genau einer anderen entspricht, die Gebiete religiöser Vorstellungen trennt. Geboren im revolutionären pariser Geist, der sich schon vor mehr als hundert Jahren nicht scheute, den katholisch christlichen Gott offiziell abzusetzen, hat sich der Impressionismus nach Belgien gewandt, ins Land des Industrialismus, der sozialen Noth und der konfessionellen Spaltungen, hat in Deutschland überall da eine Heimath gefunden, wo der kühle, zweifelnde, präatheistische Protestantismus die Gemüther lenkt, sich Skandinavien und Finland, die Länder nüchternen Mystik, erobert und ist im Begriff, sich dem großstädtischen Nihilismus Rußlands anzuschließen. München und Düsseldorf, die katholischen Städte, weisen die impressionistische Kunst ab, in der romanischen Welt Italiens, Südfrankreichs und Spaniens kann sie nicht Fuß fassen, das puritanische England bleibt ihr gegenüber gleichgiltig und nur das schwankende wiener Temperament spielt ängstlich und frech mit ihren gefährlichen Reizen. Und noch ein Charakteristikum: die spirituelle jüdische Natur neigt sich entschieden dieser Kunst zu. So stellt sich der Impressionismus als eine Anschauungsform des Atheismus dar. Nicht um die Malerei handelt es sich in erster Linie, sondern um die Anschauungsform und diese ist Produkt eines über große Volksgemeinschaften Europas verbreiteten fatalistischen Weltgefühls. Wer es erlebt, nicht nur gedacht hat, mit ehrlichem Schmerz, unerträglich kalter Verzweiflung und in müder Resignation, daß sich ihm die Welt unter dem Wirken der neuen Kausalitätslehren entgötterte, wer in dem gewaltigen, aber grausam gleichgiltigen Spiel von Ursache und Wirkung, als das der moderne Mensch, im ersten Stadium jungen wissenschaftlichen Erkennens, die Natur begreifen zu müssen glaubt, Hoffnung und Vertrauen auf sittliche Endziele des Lebens verloren hat, wem der prüfende, zersetzende Verstand, zu plötzlich bereichert von neuen exakten Wahrheiten, den Weg auf die Höhe gewiesen hat, wo das zagende Herz hoffnungslos ins Nichts starrt und entweder verzweifeln oder kalt werden muß, vor Dessen Augen hat sich das Bild der Welt verwandelt. Denn dieses Bild ist nie draußen, sondern immer im

Menschen. Wo sonst Hoffnungen das Frühlingsblühen verkärten, die lebensfrohe Phantasie alle Natur mit einem Götterleben bevölkerte, wo das Vertrauen auf eine ewige Güte sich Antworten auf jauchzende Fragen erfand, da glockt dem Enttäuschten nun der unbeseelte Weltenwille in seinem blinden Walten entgegen. Der Wald ist nicht mehr das trauliche Heim schöner Träume und Verheißungen, sondern eine Ansammlung unheimlich pilzartiger Gewächse. Die Wolken ballen sich nicht mehr zu heldischen Gebilden, zu lustig bunten Gleichnissen, sondern sind nichts als Nebel, die in formlosen Schwaden ewig zerfließen und sich erneuen. Der Mensch erscheint nicht länger vom Odem des Schöpfers befeelt, sondern ist ein willenloses Produkt einer ziellosen Nothwendigkeit, in Allem determinirt; und seine schönen Gefühle sind auf physikalische und chemische Vorgänge im Organismus zurückzuführen. Das Schönheitsgefühl stirbt und eine Trostlosigkeit, der nichts groß und nichts klein, Alles gleich wichtig und unwichtig scheint, lacht des Ideals. Doch das Leben geht weiter; der Wille zum Dasein ruht nicht einen Augenblick, arbeitet selbst unter dem Eis der Verneinung und der Verzweifelte muß sich mit seiner Weltstimmung, so gut es gehen will, abfinden. Die kritische, rein spiritualistische Betrachtungsweise wird zur Gewohnheit und in ihr geht Alles unter, was an Religion, Ethik und Aesthetik der Seele überliefert worden ist. Doch da, in dem Augenblick, wo alle idealen Werthe vernichtet scheinen, stellt sich unmerklich eine neue Art von religiöser Poesie ein; denn kein Mensch kann dauernd ganz ohne Symbol des Ewigen sein. Der auf öden Verstandeshöhen Weilende blickt kühl auf seine Erde, die ihm nur eine mit wucherndem Schimmel bedeckte riesige Planetenmasse ist; und da erweckt ihm dieser Augenblick plötzlich Gefühle, denen ähnlich, die wir als Kinder vor den hypothetischen Urmweltbildern der Steinkohlenperiode hatten. Die unbegreifliche, nie rastende Zwecklosigkeit des millionenfachen Lebens, das Werden und Sterben und über Allem das wesenlose, bunte Spiel des in immer neuen Stimmungen wechselnden Lichtes: das Alles wächst unmerklich wieder, von neuen Voraussetzungen aus, ins Mythische hinein. Der Betrachter wundert sich nicht mehr darüber, daß das Einzelne ist, wie es ist, sondern darüber, daß das Ganze überhaupt vorhanden ist. Die letzten facetirenden Endgefühle spiegeln sich in ursprünglichen Empfindungen. Und wenn der Geist sich an diese Empfindungen gewöhnt und eine Denkrichtung gefunden hat, die dem Alltag von solchen Standpunkten genug zu thun weiß, so findet er sich im Besitz einer optischen Anschauungsform, die in keiner anderen Weise als in dieser geistig-seelischen entstehen konnte. Der auf Umwegen und Irrpfaden zur Primitivität Gelangte phantastirt nun nicht mehr das Ideal in die Natur hinein, sondern in seinem von keiner heißen Hoffnung mehr abgelenkten Auge spiegeln sich die Naturbilder mit einer Ob-

Jehtivität und Präzision, die nur dadurch möglich sind, daß die Phantasie in die Anschauung nicht hineinredet. Diese durchaus geistig gewordene Anschauung, in die die überlieferten Schönheitsformen nur noch als Erinnerungen hineinspielen, bringt einen ungeahnten Reichthum optischer Erscheinungen; das Auge erlebt Impressionen und Ueberraschungen und sieht die Wahrheit von einer Seite, von der sie noch nie gesehen worden ist. Das Individuum ist den optischen Reizen gegenüber durchaus im Zustande der Passivität, es glaubt allein noch den Erlebnissen des Auges und lernt, weil die Seele nach Inhalt hungert, genau auf die Empfindungen und Regungen achten, die von den optischen Reizen erweckt werden. So bringen die automatisch empfangenen Reize in die Seele und gewinnen dort Bedeutung, werden zu Symbolen für die Empfindungen und Stimmungen, die sie erweckt haben, und die Erhöhung der Anschauung beginnt: die Stilbildung. Mit diesem Reichthum, der aus der Verzweiflung eines ehrlichen Gemüthes hervorgegangen ist, baut sich der Resignirende eine neue Hoffnung und Freude; aus dem Nihilismus wachsen die Keime einer Schönheit empor.

Die Künstler, die all Das — wenn nicht bewußt, so doch tief und reich und mit der vollen Kraft einer starken Sinnlichkeit — erleben, haben mit den so gewonnenen Schönheitsformen ihr artistisches Spiel getrieben und sie Dem vermählt, was sich an Traditionen, trotz der großen Reinigung, siegreich erhalten hat. Was ihre Malerei groß macht, ist die Wahrheit, was sie beengt, ist die Nüchternheit des Ursprungs. Ihre neue Anschauungsform hat die Malerei mit Wahrheit und Schönheit bereichert, Entdeckungen ermöglicht, die unerlösbare Besitz der Menschheit werden müssen, Züge des Lebens sehen gelehrt, denen nun nicht mehr auszuweichen ist, und dem Auge Möglichkeiten gezeigt, die es noch nicht kannte; ihren Ursprung aber, der die resignirende Verzweiflung ist, kann sie ganz erst überwinden, wenn die Verneinung überwunden worden ist, wenn sie hinter dem Spiel der Kaufalitäten und über die Mystik hinweg von Neuem das Antlitz einer Göttlichkeit entdecken zu können meint; einer Göttlichkeit, die das sieghafte Glücksgefühl, das der Zuversicht bedarf, erneuert und damit die Phantasie freigiebt.

In diesem Sinn ist der Impressionismus die Malerei des Atheismus. Die pariser Künstler, die Kinder der Revolutionen, machten zuerst die Entdeckung. Denn ihre Kunst ist im Wichtigsten mehr eine Entdeckung als eine Genie that; erst in der Ausbeutung des Gefundenen entwickelten sie Genie. Darum tritt der Impressionismus auch als Schule auf, die nicht an die That eines Einzelnen gebunden ist, sondern an die Anschauungsform eines Künstlergeschlechtes. Es giebt in ihr keine ganz überragenden Persönlichkeiten, sondern nur starke Talente, die nach gemeinsamem, nicht verabredetem Plan arbeiten. Diese Kunst ist ein Schicksal.

Menschen, deren Empfindungsleben an irgend einen religiösen Instinkt, und beruhe er selbst auf der Ueberzeugung vom Kategorischen Imperativ, gefesselt ist, verstehen diese Malerei äußerster Relativität nicht. Freilich hat die Wissenschaft auch auf sie gewirkt und einen Umschwung der Meinungen erzeugt; doch ist ihnen die Skepsis nicht Erlebnis, nicht Schicksal geworden. Diesen leichter entzündbaren, aber meist weniger ernstern Temperamenten ist das Vertrauen zu den letzten Ursachen aller Dinge nicht im Tiefsten erschüttert worden. Der Gottbegriff liegt ihnen, vermöge einer kräftig nachwirkenden Tradition, so fest im Blut, daß er den biblischen Christengott überdauert. In der impressionistischen Anschauungsform ist das Wesentliche, daß die Natur als eine große, bunte Relativität betrachtet und darum ganz objektiv empfunden wird, während sie sich in der Anschauungsform der Vertrauensden absolut und deshalb subjektiv verklärt darstellt. Der impressionistische Künstler liebt die einzelnen Objekte nicht, weil sie ihm nur Produkte des kausalen Kräftespieles sind, und richtet den stummenden Blick immer aufs Ganze; der religiöse Illusionist aber verehrt das Einzelne, ihm ist das Schöpfungswunder in jedem Objekt. Dieses Wunder individualisiert sich ihm und fordert zur Symbolisierung auf, zur Wiedergabe der schönen Linien und Farben, die am plastischen Objekt gebunden sind: der Künstler wird Stilist, Idealist und Individualist, ist der ewige Jüngling, der im Hoffnungsrausch durchs Leben geht.

Unmerklich aber verkehrt sich das Verhältnis. Der Werdepoteß des impressionistischen Künstlers bedingt ein starkes sittliches Verantwortlichkeitsgefühl. Um über die selbst vollzogene Entgötterung des Lebens zu verzweifeln, muß man Gott sehr lieben und ein großes Verehrungsbedürfnis haben. Diese Eigenschaft kann den Gegenstand wechseln, unterdrückt, aber nie vernichtet werden; in dem Augenblick, wo aus der Anschauungsform eine Kunst geworden ist, wird sie wieder schöpferisch, bemächtigt sich der neuen Wahrheiten und Schönheiten und übt entscheidenden Einfluß auf deren artistische Entwicklungen. So sehen wir eine geradezu fanatische Wahrhaftigkeit, so konsequent, daß sie nur aus lange gehemmtem Verehrungsdrang zu erklären ist, sich im Impressionismus betätigen; der verlorene Glaube an ein Ideal ist Wille zur Wahrheit geworden. Bei den Künstlern der anderen Richtung aber rächt sich der Mangel an Eigenleben, der darin besteht, daß sie Das nicht erleben wollen, dem sie doch nicht widersprechen können, den Himmel der Schönheit suchen, aber den nothwendigen Weg durchs Fegfeuer scheuen. Diese halbe Untreue, die aus zu egoistischer Lebenslust und rücksichtslosem Glückverlangen entspringt, unterhöhlt die stolzen Gebäude ihrer Romantik und des repräsentirenden Idealismus. Da eine eigene, gelebte Anschauung fehlt, greift der Stilkünstler zu dem artistischen Rüstzeug vergangener Gesellschaften, deren Geist er sich verwandt glaubt, benutzt Kunstformen, die einst

aus einem Erleben entstanden sind, als Träger Erbe, der den überkommenen Schatz nicht zu erwerben versteht. Denn was er an Eigenem hinzufügt, ist auch nur halb erlebt, weil eine Halbheit die andere bedingt. So erscheint der Idealismus, der mit großen Ansprüchen auftritt, oft gefälscht, die Romantik wird zur Phrase und die Sittlichkeit entscheidet wieder einmal über Dinge der Kunst. Trotzdem liegt in der epigonischen Stilkunst Etwas, das sich den Wahrhaftigkeiten des Impressionismus gegenüber behauptet: das Element der Zuversicht, der Bejahung. In der Bejahung allein — freilich nur in einer, die vom Lebensgefühl der Mannheit wieder erworben, nicht vom Erhaltungstrieb der Kindheit instinktmäßig geäbt wird — kann die Kunst Sprache der Seele zu allen Seelen werden, eine Majoritätskunst, in dem hohen Sinn der Antike oder der Gotik.

Aus solchen Lebensgründen, die man in einzelnen Bildern freilich nicht leicht erkennt, sondern nur in der Gesamtheit der Werke, wachsen die individuell verschiedenen Kunstleistungen. Bei den Impressionisten bestimmt die Anschauungsform der Schule das von der Persönlichkeit Gewollte so stark und gleichmäßig, daß dem Laien zuerst kaum unterscheidende Merkmale auffallen. Es geht dem noch nicht geübten Auge vor dieser Malerei eben wie vor der japanischen Kunst. Das Stilgepräge dominiert so stark, daß die persönlichen Sonderzüge zurücktreten. Hierin liegt ein Beweis, daß man es mit einer organisch gewordenen Form zu thun hat. Die Stilünstler — Englands oder Münchens etwa — unterscheiden sich dem ersten Blick viel deutlicher. Aber nicht, weil sie starke Individualitäten sind, sondern, weil sie sich durch besonders gearteten Archaismus die Originalität sichern und vermeiden, einander ins Gehege zu kommen. Doch auch hier lehrt sich das Verhältnis wieder um. Denn je näher man mit den Impressionisten bekannt wird, desto klarer unterscheiden sich die einzelnen Maler, in Zügen, die zuerst unwesentlich erscheinen und im Grunde doch die wichtigsten sind, weil sie auf erlebter Anschauung beruhen. In den Werken der Stilkunst aber erkennt man, je länger man hinsieht, desto weniger lebendige Originalität und findet, daß die Künstler in Allem, was sie selbst dem Archaismus hinzufügen, leicht akademisch uniform werden. Diese Stilkunst redet in Versen, der eigentlichen Sprache der Kunst, aber sie können und wollen nur, ohne Wahrheit und Anschauung zu vermitteln; der Impressionismus giebt in kultivirter Profansprache lebendig angeschaute Wahrheiten. Jene bringt das Ideal in Verruß; dieser dient ihm, ohne es je laut anzurufen.

Den Werth des artistischen Temperamentes, mit dessen Hilfe der Künstler eine Anschauungsform ästhetisch organisiert, erkennt man im Vergleich Dessen, was die französischen und die deutschen Maler bei gleichen Tendenzen leisten; der Unterschied besteht nicht nur darin, daß die Deutschen die Schüler der

Franzosen sind. Diese geben sich, vermöge einer freieren Anschauungskraft, inniger, naiver und sinnlicher als ihre deutsche Gefolgenschaft. Es ist ihnen gelungen, mit einem Monumentalmaterial intime Kunst zu machen und eine neue Art von Heimathkunst zu schaffen. Freilich nicht in dem engen Sinn, der dem Wort heute anhaftet. Trotz dem pessimistischen Grundton ihrer Kunst wissen sie die kleinen wechselnden Freuden des Lebens sehr temperamentvoll zu erfassen; ihr Geist wird in der Resignation nicht stumpf, sondern bewahrt sich Geschmeidigkeit, Interesse und Liebe. So sind sie dahin gekommen, die Gegenstände ihrer Gewohnheiten, die Plätze ihrer Tagesinteressen in einer neuen und seltsamen Weise zu schildern. Sie malen die Seinelandschaften bei Saint Denis und Argenteuil, das Treiben der Ruderer mit ihren Mädchen, die Gartenlokale mit einer sonntäglichen Menge, die wimmelnden Boulevards und die tristen Montmartrestrafen, geben Szenen aus Balllokalen und der Coulissenwelt, zeigen das Treiben auf den Rennplätzen, das Innere öffentlicher Häuser und kleiner Werkstätten, erzählen vom Tagesleben der Armuth und vom Nachtleben des Reichthums. Aber all Das ist ihnen nie Selbstzweck. Was sie suchen und oft auch finden, sind Ewigkeitzüge, die an Objekt und Heimath nicht gebunden sind, Farbe und Form jenseits vom Stoff, das Typische einer Naturstimmung oder einer psychisch malenden Geste, Züge des Lebens, die das verwandte Temperament in der ganzen Welt wiederfinden kann. Es leuchtet ein, daß für solche vom Zufälligen abstrahirende Sinnlichkeit nur der große Stil taugt, der erreicht ist, wenn Form und Stoff auf gleicher Höhe stehen. Weil den Pariserern dieser Stil fehlt und sie für eine große Form nicht den passenden Stoff finden, verschwenden sie ein großes Kunstprinzip an Dinge des Alltags und schaffen eine intime Heimathkunst, malen vertraute Dinge der täglichen Umgebung, um das Ewige, wovon diese Dinge nur zufällige Objektivationen sind, zu schildern. In ähnlicher Weise benutzt Ibsen die nahe norwegische Umgebung, um Menschheitsprobleme zu zeichnen. Hier wie dort hat man Einmaliges und Typisches neben einander; die Wahrheit ist zugleich umfassend und spezifisch.

Die deutschen Impressionisten gehen im Heimathgefühl leicht unter. Maler wie die Worpsweder haben zu viel Bärtlichkeit für die besondere Landschaft ihrer Wohnsitz, ihre Seele ist zu sehr vom Gegenstand eingenommen und doch nicht frei von einer anderen Anschauung, der der Gegenstand gleichgültig ist. Ihre Liebe ist immer ein Bißchen philisterhaft. Sie dürfte es sein, wenn sie sich ganz auf sich selbst beschränkte; dann wäre die produzierte Kunst eng und kleinlich, aber in sich stibvoll. Diese Heimathliebe steht aber im Dienst höherer Anschauung und ist doch stärker: der Diener beherrscht den Herrn, die Nebensache wird zur Hauptsache. So kommt es, daß man in den Bildern dieser Maler gerade die Werthe vermißt, die das Gegenständliche zum

Gemeingut machen, die abstrahirende Sinnlichkeit, die der pariser Malerei kosmopolitische Geltung giebt und dadurch auch das nebenbei Geschilderte international verständlich macht. Wie die Woppsweder, arbeiten auch die impressionistischen Maler in Hamburg, Weimar, Karlsruhe und Dresden. Bei Allen vermisst man den philosophischen Muth der Franzosen, die eine Wahrheit, wenigstens nach einer Seite, ganz ausschöpfen und sie dadurch zum Weltbesitz machen.

Anderß verfahren die modernen berliner Maler. Von den Fehlern der deutschen Heimatkünstler halten sie sich frei; aber auch von den Vorzügen der Franzosen. Wenn Diese ihre Resignationskunst am geliebten Gegenstand messen, so messen die Berliner sie am absolut Gleichgiltigen. Auch geht es ihnen wie Allen, die eine Idee nicht organisch im eigenen Geist entwickeln können, nur eine Disposition dafür haben und die Erfüllung von stärkeren Temperamenten, die ihnen ihr eigenes Wünschen und Wollen erst erklären, empfangen: die Fülle sinnlichen Lebensgefühles fehlt und diese Empfindungsarmuth läßt keine Initiative zu. Die berliner Maler sind Mitglieder einer Schule, von deren Wahrheiten große und kleine Geister leben können; doch muß diese Wahrheit sich in einer Persönlichkeit spiegeln, wenn der Künstler nicht zum Parteimann herabsinken soll. Aber selbst dann ist es möglich, daß solche mittelmäßige Parteiintelligenz einem geistvollen Stilkünstler gegenüber Recht behält. Die bessere Wahrheit, die er vertritt, stärkt das Rückgrat und giebt den Philistiergefühlen ein gewisses Relief. Darum machen die berliner Impressionisten im Durchschnitt bessere Malerei als die münchener Stilkünstler, trotzdem sie ihnen als Persönlichkeiten in manchem Zug nachstehen. Wenn der Idealist vom blassen Gedanken ausgeht, setzt der Impressionist sich vor die Natur. Er weiß nie vorher, was er malen wird; aus einer Anschauung gewinnt er die optischen und aus diesen dann erst die ästhetischen und die geistigen Elemente seiner Kunst. Der Stilist erdenkt sein Bild, empfindet im Bett, beim Wein oder sonstwo die Grundstimmung dafür. Er tritt also präokkupirt vor die Natur und sieht nur, was seiner Absicht gemäß ist. Bei ihm entscheiden allein die Fülle und Wahrhaftigkeit der aufgenommenen Natureindrücke, die artistische Erinnerungskraft darüber, ob sein Werk lebendig wird. Hier herrscht der Traum, dort die Empirie. In beiden Arbeitsweisen läßt sich Großes schaffen; die Namen Böcklin und Manet beweisen es. Dem Einen verklärte sich die Anschauung, der Andere wußte seine Träume zu naturalisiren. Daran fehlt es den mittleren Talenten. Die Impressionisten verlieren sich leicht in Technik und Experiment und die Stilkünstler kommen in die Gefahr, Phrasen zu machen, weil ihr anspruchsvoller Apparat nur von starken Geistern frei und selbständig regiert werden kann.

Welche Schwierigkeiten das große universale Wollen in der Malerei zu bewältigen hat, wenn die natürliche Entwicklung der Kunst nicht die

Form darbietet, der sich Alle, die Großen und Kleinen, bedienen können, beweist Böcklins Werk, das als höchste Annäherung des malerischen Idealismus der Gegenwart gelten kann. Nach einem langen Aufenthalt im berliner Rembrandtsaal ging ich neulich ins Böcklinkabinett. Die Farben des großen Träumers erschienen nun, wo die des Niederländers noch im Auge flimmerten, hart, gewaltsam und ohne Tiefe; Das heißt: ohne innerste Wahrheit. Ich war nicht voreingenommen, denn diese Beobachtung, die ein Ausweichen nicht gestattete, erschreckte mich. An einem anderen Tage bin ich von Rembrandt zu der Sommerlandschaft Monets gegangen, die in der Nationalgalerie unter dem Dach hängt. Dieses Bild verlor in seinen farbigen Werthen nicht an Eindringlichkeit. Nun ist daraus gewiß nicht die Lehre zu ziehen, Monet sei größer als Böcklin. Der Schweizer hat Qualitäten, die dem Franzosen ganz abgehen. Ob diese zeichnerisch, koloristisch oder sonstwelcher Art sind, gilt gleich, wenn sie nur als Kunst die Seele berühren. Aber die Tiefe der Kunstwirkung ist doch abhängig vom Grade dieser Qualitäten; und die Farbe ist in einer Malerei nicht das Letzte. Von Böcklin stammt das Wort von der imaginären Palette, die der Maler, gegenüber der Unmöglichkeit, das Licht mit Farben — die doch vom Licht erst hervorgebracht werden — wiederzugeben, sich bilden muß. Wer zu sehen versteht, wird erkennen, wie gut gerade die französischen Impressionisten die Naturtöne umzuwerthen und eine Skala zu schaffen wissen, die den äußersten Möglichkeiten nach oben und unten durchaus fern bleibt, sich nur in Mittellagen bewegt und doch jeder Absicht genügt. Das ist ihre feinste, rein artistische Phantasiethat, die nur vom Unwissenden unterschätzt werden kann. Böcklins Skala reicht über alle Höhen und Tiefen und versagt doch oft, weil seiner Palette die wahrsten Farbenwerthe fehlen. Seine Stärke liegt gar nicht in der Farbe, sondern in der Veranschaulichung eines großartigen Traumlebens, wofür die vorzügliche Reproduktionsfähigkeit seiner Bilder ein überzeugender Beweis ist. Die gewaltsamen und lauten Mittel braucht er, weil er viel mehr will als irgend ein Impressionist: und dieses Wollen zeichnet ihm den formalen Weg vor. Die Nachfolge Böcklins aber beweist, wie abschließend die Arbeitsweise der modernen Stilkünstler ist; nicht einer seiner Schüler kommt über die brutale Dekoration, über das Kunstgewerbe (München ist die Hauptstadt des Kunstgewerbes!) hinaus. Die Münchener versuchen nicht, eine Heimathskunst in irgend einem Sinn zu machen. Daß sie Höheres wollen, wäre lobenswerth, wenn sie dem Wollen das Können anzupassen suchten. Denn gewiß ist der höchste Punkt der Kunst erreicht, wenn die Anschauung sich solcher Objekte bedient, die ihr graduell entsprechen, wenn die Arbeit des Vereinfachens den dargestellten Gegenstand in seiner menschlichen wie in seiner malerischen Bedeutung zugleich umfaßt. Besser: wenn malerische und poetische Gedanken untrennbar

geworden sind. Jetzt aber fehlt jeder Richtung unserer Malerei immer, was die andere ihr Eigen nennt. Die Stillkünstler vergöttlichen den dargestellten Stoff; aber sie thun es mit erborgter Anschauungsform und unwahrer Aesthetik; die Impressionisten sind in ihrer Aesthetik ursprünglich und frei, den Stoff aber humanisiren, sozialisiren und proletarisiren sie. In diesem Unterschied zeigt sich, wie die beiden Schulen von verschiedenen Weltbegriffen ausgehen. Darum hassen Fürsten und Priester den Impressionismus in allen seinen Aeüßerungen und Reflexerscheinungen; in ihm wittern sie die Malerei der absoluten Geistesfreiheit, des religiösen Nihilismus.

Der nach Selbstüberwindung strebende Mensch wird in solchem Nihilismus nicht beharren; aber er muß hindurch und darf ihn nicht umgehen. Den Impressionismus darf nur schelten und verneinen, wer Alles, was an Weltbegriffen mit ihm zusammenhängt, in Erkenntnißschmerzen und faustischen Sorgen erlebt hat. Wer dann gelernt hat, im Sinn dieser Künstler die Natur zu sehen, wer sich im ganzen sichtbaren Leben Bilder von eben solcher Wahrheit und Schönheit, wie die Franzosen sie uns gemalt haben, aussuchen kann: Der allein hat ein Recht, Höheres zu verlangen, als diese Kunst zu bieten vermag, eine Malerei zu ersehnen, in der Empirie und Traum einen Schöpferbund schließen und Werke hervorbringen, die höher stehen als jeder Wunsch des Laien und des Theoretikers. Aber auch er rede nicht viel von solchem Wunsch, wenn er nicht von der Entwicklung, die ihre eigenen Wege geht, verleugnet werden will; vielmehr suche er der Kunst seiner Zeit, wie sie nun einmal ist, von seiner Gedankenhöhe aus, zu dienen. Denn die kleine That ist stets noch mehr als der große Gedanke.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Südwestafrikanische Skizzen.*)

Gibnozolo; Ort und Begriff.

Gibnozolo heißt unser Ort. „Skorpionenplatz“, weil dieser unangenehme Pseudotrebs hier nur selten vorkommt. Auch „Bitterwasser“ — der Ortsname drückt stets einen Begriff oder Vorgang aus —, weil das Wasser hier nicht bitterer als anderswo schmeckt. Das polizeiliche Melderegister — jawohl, so was giebt es! — bezeugt mich, daß Gibnozolo vierundsechzig Weiße, einschließlich der Kinder, zählt. Dazu kommt die Stationsbesatzung und eine größere Zahl Eingeborener. Das himmelwärts gelehrte Institut der Mission wird durch — sage und schreibe — sechs weltjugewannte Aneipen paralysirt. Nicht etwa umgekehrt! Zwei kleine Wagenbauereien bilden den Uebergang zur Industriestadt. An den Tagen, an denen er nicht betrunken ist, haßt uns ein

*) S. „Zukunft“ vom 3. Oktober 1908.

Bäcker Semmeln. Draußen vor dem Thor steht eine vereingelte nagelneue „Villa“. Sie ist unser „Borort“. Da bauen zwei Anfänger (Optimisten) in einem Garten am Rivier so viel Kohl, wie ihnen die Heuschrecken übrig lassen. Schräg gegenüber, etwas weiter hinaus, haben sich zwei ehemalige „Schutztruppler“, in diesem Jahr mit besserem Erfolg, auf den Kartoffelbau geworfen. Centner 45 Mark loco. Der Umfang der von ihnen gezogenen Erbsfrüchte läßt weitgehende Schlüsse auf ihre Intelligenz zu.

Hüben vom Rivier wohnen die schwarzen Christen — sit venia verbo! —, drüben die Heiden, die Ehrlichen.

Vormittag. Aus der Schmiede ertönen Arbeitlaute. Ein dicker Staubschwaden quillt die Dorfstraße entlang. Hinter einem beweglichen Wald von Hönern quält sich unhörbar ein plumper Ochsenwagen durch den mahelnden Sand. Phlegmatisch wälzen sich im letzten Augenblick die schwarzen Rangen aus der Fahrbahn. Vor dem storn lungert eine Gruppe Regergigerln herum. „Alle Reune!“ ruft der Kaffernjunge aus der nahen Regelbahn. Becherflirren antwortet ihm. Hinter der Kneipe thürmt sich ein Flaschenhaufe riesiger Dimension auf. Böse Zungen behaupten, die Flaschen seien einst voll gewesen. Vängs dem Wasserfaden im gelben Rivierlande hocht eine Reihe plappernder Wajschweiber. Ein junges Ding hat sich mit geschürztem Rock breitspurig aufgerichtet und blickt wohlgefällig auf ein Paar strammer, vom Wasser überpeelter Waden herab. Ein Reiter der Schutztruppe, der vorbeisclendert, theilt mit ihr Besichtigungobjekt und Wohlgefallen. Als er, hinter dem Gartenzaun verborgen, den Missionar erblickt, wendet er schnell den Kopf, fängt den „Kleinen Rohn“ zu pfeifen an und markiert den Harmlosen.

Zwei Stunden darauf rührte sich nichts mehr in Ejdnodzoko, das der volle Strahlenkegel des über ihm schwebenden Niesenbrennlofes traf.

Als Begriff ist Ejdnodzoko vielseitiger denn als Ort.

„Ein ganz hübscher Plaz“, sagt der Eingeseffene und brückt damit unbewußt das Relative aller Dinge aus.

„Ejdnodzoko ist auch nicht viel besser als der übrige Zimmel“, quatscht der Kolonialnörgler und beweist damit, daß Befangenheit des Urtheiles für seine Spezies typisch ist.

„Fern von Ejdnodzoko will ich leben“, brüllt der Ochse, der hier nämlich nichts zu fressen findet.

„Rein Ejdnodzoko ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute“, schmunzelt der Kaufmann, während er die schwarzen Schönen mit theurem Zitterschund behängt.

„Ejdnodzoko ist ein Sündenbabel“, großt es dumpf über die Lippen des Missionars hinweg, wenn die Bläser an einander klingen und „Schwarz“ und „Weiß“ eine preußische Farbenverbindung eingehen.

„Und die Argirung hat doch ihr Gutes“, denkt der Häuptling des Ortes, als er die ihm von mir gestiftete Flasche Rum entkorkt.

Das Seltsamste an der Sache ist aber, daß dieses Ejdnodzoko gar nicht existirt.

Um eine Löwenhaut.

Eines Tages verirrt sich ein richtiger Löwe nach Chabmoko. Im Raokowald fingen die Paviane an, etwas knapp zu werden. Hunger aber thut weh

und macht dreist. In Ghabmoko gab es schöne Ziegen. Leider auch böse Menschen, die sie bewachten. Die schlugen Lärm und kamen in höchster Aufregung zu den beiden Weißen des Ortes gestürzt. Konkurrenten natürlich!

„Löwenjagd!“ Das kommt nicht alle Tage vor in Südwestafrika. Ding sowohl wie Kunz rüsten also Jeder für sich eine Jagdexpedition aus und machen sich unverzüglich auf die Suche. Ding hat Glück und trifft nah bei dem Ort zuerst auf die Bestie, der es, im Dickicht verborgen, vor den Konsequenzen ihres Vornisses zu haugen beginnt. Das Geschrei der Kaffern, die den Busch umstellen, macht sie vollends nervös. Sie springt — das Dämmste, was sie thun konnte — aufs Gerathewohl ins Freie. Das Verhängniß will, daß in dem selben Augenblick auch Kunz mit seiner Schaar auf dem Plan erscheint. Sofort hebt unter betäubendem Lärm ein wildes Kreuzfeuer an.

Von einem Dugend Kugeln getroffen, bricht der Räuber zusammen. Ein frenetisches Triumphgebrüll begleitet seine letzten Zuckungen. Dann stürzt man sich auf den Kadaver und beginnt, das Fell über die Ohren zu ziehen. Ding und Kunz stehen, auf die Büchse gelehnt, in dem seltenen Anblick versunken, einander gegenüber. Ein Jeder denkt für sich: „Na, Den hätten wir!“ Pluralis majestatis, wohl verstanden. Ding, der verheirathet ist, hält es nicht länger zurück. Er eilt nach Hause, seiner Frau die große Mär zu künden. Er war der Erste am Platz gewesen und seine Leute hatten das Feuer eröffnet. Wer konnte ihm da den Besitz der Haut streitig machen?

Als die blutige Arbeit des Abhäutens beendet ist, formirt sich der Zug zum Einmarsch in den Ort. Auf einem Spieß trägt ein Kaffer den Kopf des Löwen voran; ein zweiter wirft sich die Haut über die Schultern. So wälzt sich, unter dem Jubel der mobilisirten Einwohnerschaft, der ausgelassene Haufe in wildem Karnevalstaumel gen Ghabmoko. Der Zug geht geraden Weges auf Kunzens Haus zu. Athemlos kommt Ding in banger Ahnung herbeigestürzt. Zu spät; denn schwer fällt Kunzens Thür hinter der glücklich gelandeten Löwenhaut ins Schloß.

„So 'ne Gemeinheit von dem Kerl!“ schmaukt Ding, geht nach Hause und schreibt eine grimme Klage an die Polizei: „Mein ist die Haut und mir gehört sie an!“ Als der Brief in meine Hände gelangt, stelle ich mit der in solchen Fällen stets empfundenen Genugthuung fest, daß ich nicht „zufällig“ bin, und weise den Kläger an den Kadi. Der belegt die Löwenhaut mit Beschlagnahme und fängt an, die schwarzen Zeugen zu vernehmen. Hier kann nur der Kenner mitempfinden. . . Je mehr das Aktenheft anschwillt, desto verwonnener wird die Sache, desto schwindlicher aber auch dem Kadi. Er rafft seine letzte Ueberredungskunst zusammen und bringt schließlich einen Vergleich zu Stande, durch den Herr Ding gegen Erlegung von sieben Mark und fünfzig Pfennig Gerichtskosten die Haut zugesprochen wird.

Nach einiger Zeit suchte ich Ding in seinem Heim auf. An der Wand prangte, ganz lieblich präparirt, die viel umstrittene Löwenhaut. Darunter war auf einem Täfelchen zu lesen:

„Erlegt Ghabmoko, den vierzehnten Juni 19. .

Ding.“

Vierzehnter Juni... Das war das Datum, an dem er die sieben Mark und fünfzig Pfennig bezahlt hatte.

Der Wunderdoktor.

Heute ist der Wunderdoktor eingetroffen. Er soll gegen Rinderpest impfen. Sein Ruf ging ihm voraus und seine Thaten folgten ihm nach. Er kam frisch aus dem blauweiß gestreiften Bande des Gerstenkastens. Kein Mensch verstand seinen Dialekt. Er sah aus wie ein unten eingekerbter Rettich mit einem Umhängebart. Toilettengeheimnisse hatte er nicht. Beim Essen sorgte er dafür, daß ihm die Mundwinkel nicht zusammenwüchsen. Das Fehlen eines oberbayerischen Wirthshauses auf je fünf und zwanzig Kilometer sah er als eine persönliche Rücksichtslosigkeit des Landes gegen seine Person an. Zuerst wollte er reformiren. Das will Jeder, der nach Südwestafrika kommt, bis er sich die alldeutschen Hörner an den Felsenanten abgestoßen hat.

Zu Hause hatte man dem Wunderdoktor Goldene Berge in Aussicht gestellt, die sich hier rasch in nackte Klippenhausen verwandelten. Das konnte er nicht verwinden und beschloß daher, wieder abzdampfen. Er liebte als Bayer einen guten Trunk. Nach dem fünften Seidel hatte er unfehlbar „Kurzschuß“ mit seinem Nachbar. In einer Kneipe in Utaramo hat man ihm demonstriert, daß Gewalt vor Skandal gehe. Nach dem dritten Kurzschuß flog er in einer für sein Körpergewicht ziemlich gekrümmten Kurve zur Thür hinaus auf eine alte Konservenblöße. Mit blutender Stirn erschien er wieder im Lokal und forderte ein Glas Bier. Damit die Herren sähen, daß er auch Spaß verstehen könne. Das Bier wird ihm verweigert. „Dann will ich zahlen“, ruft er. Er hatte acht Tage lang auf Kredit gelebt. „Das schenke ich Ihnen“, entgegnete der Wirth, der das Konto längst in den Schornstein geschriebsen hatte. „Die Herren habens gehört“; schreit der Wunderdoktor triumphirend. „Das ist die Quittung!“ Dabei deutet er auf seine aufgebeulte Stirn. Und raus war er.

Als ich eben nach Hause gekommen war, rollte er wie ein Bierwagen in den überwölbten Thorweg ein. In seiner Stube begann er dann, den Mittelpunkt der Erde zu suchen. Dabei erschien ihm, wie ich aus seinen Phantasien entnahm, der „gefalgene“ Bulle, der auf zwanzig obem Rinderpestblut nicht reagirt hatte, in der Apotheose.

Mit einer Bitte um Vorschuß verabschiedete sich der Wunderdoktor von mir. Bisher hatte er sich vergeblich bemüht, das Letzte, was er besaß, seine Tricot-Heithose, zu versetzen. Mutter hatte sie ihm eigenhändig zur Afrika-fahrt gestrickt.

Ich bin sonst sehr gut mit ihm ausgekommen. In Briefen habe ich nie das „Hochwohlgebornen“ vergessen. Das konnte der Mann verlangen.

Nach zwei Monaten traf eine vergnügte Ansichtskarte aus dem münchener Hofbräuhaus von ihm ein. Wir haben ihm ein treues Andenken bewahrt. Afrika „lag“ diesem Wunderdoktor nun einmal nicht.

Fritz Treller.



Partei und Gewerkschaft.

Die Neubelebung der Industrie steht diesmal mehr denn je unter dem Zeichen der Organisation. Der privatrechtlichen Spekulation zieht das die Produktion bestimmende Parteiell immer engere Schranken, um sie allmählich in die Monopolisierung der Industrie, das Syndikat, zu drängen. Das gierige Dämon des Proletariats nach persönlichem Wohlstand und individuellem Glück wird mehr und mehr durch das Gemeinschaftstreben der den Lohn und die Arbeitszeit regelnden Gewerkschaft diszipliniert und so der gesamten Arbeiterschaft nutzbar gemacht. Trotzdem ist die Anschauung noch weit verbreitet, die Gewerkschaften und Gewerksvereine seien nichts weiter als an sich bedeutungslose Anhängsel der jeweiligen politischen Parteien. Ein oberflächlicher Blick auf unsere Arbeiterorganisationen rechtfertigt dies schnell gefällte Urtheil allerdings. Denn das, was die Grundbedingung zur Erfüllung eines einheitlichen Zweckes ist, das, was die Unternehmerverbände von Anfang an als Basis ihrer Organisationen anerkannten, die Einigkeit, die parteipolitische und religiöse Neutralität, fehlt ihnen in den meisten Fällen noch. Es dürfte daher nützlich sein, das Verhältnis der verschiedenen Gewerkschaftsgruppen zu den Parteien einen Augenblick zu betrachten.

Das Aufsteigen jeder Klasse setzt Selbstständigkeit in der Vertretung der in Frage kommenden Interessen voraus. Diese längst banal gewordene Wahrheit findet, auf die Arbeiterschaft angewandt, ihren extremen Ausdruck in dem Satz: „Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein.“ Fast wie eine Ironie empfinden wir es im ersten Augenblick, daß diese Worte dem Proletariat von Männern zugetrieben wurden, die selbst der akademischen Bourgeoisie entstammten. Die scheinbare Ironie wird aber durch ihre beharrliche Wiederholung zur ersten historischen Tatsache. Wieder wird hier gezeigt, wie eine aufstrebende, aber bisher unterdrückte Kulturmacht das intellektuelle Arsenal der bevorzugten Gesellschaftsklassen sprengt oder wie ihr — in den meisten Fällen — die geistigen Waffen von ihren Klassengegnern bewußt oder unbewußt geliefert werden. Die feindlichen Klassen treffen sich da, wo sich die spezialisierten Standesbestrebungen in allgemeine Ideale auflösen, also auf dem neutralen Gebiet einer alle Interessengruppen umfassenden allgemeinen Politik.

Als im Jahr 1848 die Forderungen unseres deutschen Bürgertums ihre Verallgemeinerung im demokratisch-liberalen Verfassungsideal fanden, begann die intelligente Arbeiterschaft, vor Allen die Buchdrucker, Tabakarbeiter, Handschuhmacher u. A., die Konsequenzen der feierlich proklamirten Grundsätze auch für ihre Klasse zu ziehen; und Vorkämpfer der bürgerlichen Demokratie, wie bei den Buchdruckern Robert Blum und Born, waren es, die damals die erwachende Arbeiterbewegung vor utopischen Irrgängen zu schützen und in die Bahnen einer bewußten Demokratisierung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu lenken suchten. Zum Beleg dieser Auffassung citire ich aus dem Circular, das die erste Rationalversammlung deutscher Buchdrucker im Juni 1848 an die Prinzipale erging: „Seit den glorreichen Tagen des Monats März, an welchen der Zeitgeist seine Schwingen mächtig ausbreitete, an welchen, gleichsam gemahnt durch die Posaune des Weltgerichtes, die Völker Europas sich erhoben, um die ihnen vorenthaltenen Menschenrechte zurückzufordern, an welchen der

Kampf der Intelligenz gegen Vorrechte der Geburt begann, erhebt sich der in diesem Jahrhundert besonders gedrückte Stand der arbeitenden Klasse gegen die Unterdrückung durch das Kapital; gerechte Ausgleichung zwischen Kapital und Arbeitskraft ist der überall ertörende Ruf, im Norden und Süden, im Osten und Westen Deutschlands. Nicht die politische Freiheit allein ist es, welche der Arbeiter so schmerzlich entbehren mußte; wie weit mächtiger noch ist sein Ruf nach Brot und Obdach! Es gilt nicht allein seiner politischen, sondern weit mehr seiner materiellen Existenz. Warum, fragt man vielleicht, hört man erst jetzt diesen Nothruf? Warum auf einmal in allen Ecken Deutschlands? Antwort: Der Mangel an politischer Freiheit machte es dem Arbeiter unmöglich, seine Klagen laut werden zu lassen; bei Erhebung ganzer Verfassungen für Verbesserung der Lage der Arbeiter schritt die Polizeigewalt ein; die allgemeine Verständigung durch die Presse war durch die Censur unmöglich.“

So ist denn unsere Gewerkschaftsbewegung ein Kind der politischen Revolution, sie trägt die Merkmale ihrer Zeit und unterscheidet sich von den ersten Gewerkevereinsgebilden Englands gerade durch die Eigenthümlichkeiten, die wir als allgemeine Wesenszüge der revolutionären Epoche bezeichnen können. Der unnatürlich frühzeitige Drang nach Centralisirung, der in Großbritannien erst nach Jahrzehnte langen inneren Kämpfen über den particularistischen Geist siegte, spiegelt die zoll- und wirthschaftspolitischen Einigungsbestrebungen wider. Die mit dem Kampf um die Verfassung und das allgemeine Wahlrecht verbundene Proklamirung der Gleichberechtigung aller Stände und einer allumfassenden Brüderlichkeit findet ihre praktische Anwendung in der gemeinsamen Organisation von Prinzipalen und Gehilfen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die junge Gewerkschaftsbewegung heimatlos wurde und auf dunkle Irwege gerieth, als das auf den Barrikaden angeknüpfte Solidaritätsverhältniß zwischen Bürgerthum und Arbeiterklasse, dem die Berufsorganisation entsprossen war, ein rasches Ende fand.

Die Legitimierung des verlassenen Kindes wurde am Ende der sechziger Jahre von Max Hirsch und anderen Anhängern der Volkspartei durch eine künstliche Wiederverbindung des Kleinbürgerthums und des Industrieproletariates versucht. Unter dem Banner der Gleichberechtigung der Stände traten auch die deutschen Gewerkevereine in Thätigkeit, vereinigten fortschrittliche Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ließen noch einmal in abgetönten Farbtönen die schöne Illusion von der prästabilierten Harmonie zwischen Kapital und Arbeit ausstrahlen. Deutlich offenbart sich hier der starke Einfluß, den politische Strömungen auf unsere Arbeiterbewegung übten. Die deutschen Gewerkevereine waren eine Kopie der englischen Trade-Unions; Alles, selbst deren Unarten, hatten sie übernommen, nur in einem Punkt waren sie originell: Das war die im nüchternen England mit Hohnlachen zurückgewiesene Aufnahme von Arbeitgebern in die Organisationen der Arbeiter. Es wäre nicht nur kleinlich, sondern auch unhistorisch, wollte man dem verdienstvollen Gründer der Gewerkevereine den Vorwurf machen, daß er trotz der im Statut festgelegten Neutralität seine Organisationen absichtlich in das Schlepptau seiner Partei gebracht habe. Die politische Abhängigkeit der Gewerkschaften liegt tiefer und ist nicht auf heuchlerische oder gewalthätige Bestrebungen einzelner Personen zurückzuführen, die ihren politischen Freunden die Gefolgschaft der Arbeitermassen sichern wollten. Die Macht, die hervorragende

Persönlichkeiten des Bürgertumes oder der Aristokratie in die Reihen der Arbeiter drängt, ist in den meisten Fällen ein allgemeines Kulturstreben, das seinen vollkommensten Ausdruck in einem politischen Staatsideal findet und auch dann noch entscheidend wirkt, wenn der Deklassierte sein neugewähltes Arbeitsfeld betreten hat. So lange also die geistige und damit auch politische Unselbstständigkeit die Arbeiter unter die meist gut gemeinte, aber oft sehr schädliche Leitung klassenfremder Führer zwingt, kann von wahrer Neutralität nicht die Rede sein.

Was hier vom Liberalismus gesagt ist, gilt in entsprechend anderer Farbenabtönung auch für den Sozialismus. Lassalle und Marx, die Beide die Kultur-entwicklung nicht von der Hebung der Arbeiterklasse innerhalb der bestehenden Gesellschaft, sondern von der Aufhebung der Lohnarbeit, von der endgültigen Befreiung der Gesellschaft vom Druck des Kapitalismus abhängig machten, hatten eben so gut wie ihre demokratischen Vorläufer ein alle Stände umfassendes Staatsideal, die „Aufhebung der Klassen durch den Sozialismus“, im Auge. Ihr Einfluß mußte, obgleich er sich fast ausschließlich auf die Arbeiterschaft erstreckte, doch ein allgemein politischer sein und ihr Streben mußte in der Gründung einer Partei gipfeln, die, den politischen Wepflogenheiten folgend, nur eine allgemeine, also alle Stände umfassende sein konnte. Daß die lassallischen und die internationalen marxistischen Gewerkschaften die Stützen dieser Partei und damit die Träger der sozialistischen Weltanschauung wurden, ist selbstverständlich. Eben so erklärlich ist aber, daß seit der Geburt beider Gewerkschaftsgruppen, der sozialistischen und der liberalen, die machtraubenden Bruderkämpfe ins Lager der organisierten Arbeiterschaft getragen wurden. Die Folgen einer solchen Spaltung sind zu bebauern, weil durch die unverständige Zersplitterung der finanziellen und geistigen Kräfte, durch den häßlichen Konkurrenzkampf bei der Agitation und durch die unvermeidlichen Eifersüchteleien bei gemeinsamen Lohnbewegungen die planmäßige Aktion der Arbeiter gehemmt wird. Zu diesen rein praktischen Nachteilen gesellen sich aber für den aufmerksamen Beobachter noch Mißverhältnisse, die zwar zunächst rein theoretisch-ethischer Natur sind, aber den Keim großer praktischer Gefahren in sich bergen. Der Kampf um den Vorrang im wirtschaftspolitischen Wirken innerhalb der Arbeiterschaft treibt die Organisationen, Das besonders zu betonen, was sie von den Gegnern scheidet. So muß der Haß und das Mißtrauen fortzeugend Haß und Mißtrauen gebären. Die immanente Unbuddsamkeit trat in der Annahme des berückichtigten Reverses, durch den die Gewerksvereine im Jahre 1876 die Sozialdemokraten von ihrer Organisation ausschlossen, besonders läppisch zu Tage, sie offenbarte sich aber nicht minder gemeinschädlich in der hochmüthigen Herablassung, ja, Verachtung, mit der sozialistische Arbeiter ihre andersgläubigen Berufsgenossen oft behandeln. Das Gefühl der Selbstzufriedenheit, das unter ungünstigen Voraussetzungen bis zum Wahn der Unfehlbarkeit gesteigert werden kann, ist auch unseren Arbeiterverbänden nicht unbekannt geblieben. Vergewärtigt man sich dazu noch, daß mangelhafte Vorbildung den Eigensinn in doktrinären Fragen erhöht, so wird man ruhig sagen dürfen, daß gerade die Verbindungen von Arbeitern diesem unglückseligen Gefühl noch öfter zum Opfer gefallen sind und vielleicht noch zum Opfer fallen werden als die Organisationen anderer Interessengruppen. Daß sich die Unbuddsamkeit gegen den äußeren Feind auch gelegentlich mit ihrer ganzen

Wucht gegen eine innere Opposition lehrt, bedarf kaum der Erwähnung. Als der Öffentlichkeit am Meisten bekannt, ist, zum Beweis für die dogmatische Verknöcherung einzelner Organisationen, der zähe Kampf zu erwähnen, den die fortschrittlichen jugendlichen Elemente der deutschen Gewerksvereine gegen den Beamtenbureaokratismus ihrer berliner Centralleitung führen müssen. Ähnliche Konflikte haben natürlich auch die sozialistischen Gewerkschaften besonders während des Ausnahmezustandes erschüttert. Daß es in ihren Reihen seltener zu offenen Gesichten gekommen ist, erklärt sich zum Theil wohl aus der den sozialistischen Arbeitern amezogenen Disziplin und Unterordnung unter die Majoritätsbeschlüsse, zum anderen, ich glaube: zum wesentlichen Theil aus der größeren Anpassungsfähigkeit der freien Gewerkschaften an die neuzeitlichen Bedürfnisse.

Noch deutlicher als die Meinungsverschiedenheit über Grundsätze weist die abweichende Auffassung der praktischen Gewerkschaftsarbeit auf eine verschiedenartige Beeinflussung der beiden Organisationen hin. Bis zur Aufhebung des Sozialistengesetzes konnte man die Taktik der Mehrzahl der freien Gewerkschaften eine revolutionär-sozialistische, das Wirken der Gewerksvereine, mit der nöthigen Anerkennung weniger Ausnahmen, ein kleinbürgerlich-opportunistisches nennen. Auf den Lohnkampf übertragen, machen diese allgemeinen und daher unvollkommenen Bezeichnungen die Thatsache verständlich, daß die Gewerksvereine Alles zur Vermeidung von aussichtslosen, vielleicht da und dort auch zur Verhinderung von hoffnungsvollen Streikes anboten, während die Gewerkschaften in jedem Kampf, ohne Rücksicht auf seine Wirkungen auf die gegenwärtigen Verhältnisse, eine willkommene Gelegenheit begrüßten, das Klassenbewußtsein der Proletarier zu wecken. Auch auf dem Gebiete der gegenseitigen Hilfeleistung können wir die Spuren der verschiedenen Taktik-Maximen verfolgen. Die Gewerksvereine konzentrierten fast ihre ganze Kraft auf den Ausbau des Unterstützungswesens und bevorzugten sogar unter den vielen Versicherungszweigen die ausschließlich den Charakter der Wohlthätigkeit tragenden, wie die Kranken-, Sterbe- und Invalidenversicherung; die Gewerkschaften dagegen bekämpften so ziemlich jede genossenschaftliche Selbsthilfe als untaugliches Flickwerk an einer unverbesserlichen Gesellschaft. Theoretisch wurde diese Antipathie gegen heilsame innere Reformen mit der mindestens in nicht wissenschaftlichen Kreisen sehr schematisch aufgesetzten Verelendungstheorie gerechtfertigt; praktisch hielten wohl die kindlichen Illusionen von der Allmacht des Parlamentarismus und der unendlichen Leistungsfähigkeit des Staates die Sozialisten von der Pflege des Unterstützungswesens zurück: sie erklärten diese, wenn sie sich überhaupt um sie bekümmerten, rundweg für eine Pflicht des Reiches.

Der 1866 neu konstituirte Buchdruckerverband, der von Anfang an verstanden hatte, sich von den verschiedenen parteipolitischen Einflüssen frei zu halten, fand zwischen den von den beiden Organisationsgruppen gewählten Umwegen die gerade Mittelstraße. In kräftiger Vertretung der Arbeiterinteressen ging er unvermeidlichen Kämpfen gefaßt und vorbereitet entgegen und errang — man könnte fast sagen: erzwang — sich schließlich durch seine streitbare Macht den gewerblichen Frieden, die Tarifgemeinschaft mit den Prinzipalen. Was die schwachen Gewerksvereine seit der Zeit ihrer Gründung herbeisehnten, was die Gewerkschaften mit dem Radikalismus der Unfähigkeit verabscheuten: die friedlich tarifartige Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, haben die Buchdrucker

zuerst praktisch durchgeführt. Die Angriffe, die alle alten Verfechter der Vereinhaltungstheorie und des gewerkschaftlichen Revolutionarismus gegen die buchdruckerlichen „Harmoniebusen“ schleuderten, sind bekannt. Die konsequentesten Anhänger der alten revolutionär-sozialistischen Richtung unterstützten sogar, trotz ihren sonst streng centralistischen Tendenzen und trotz der starken Betonung der demokratischen Unterordnung der Minderheit, eine Abspaltung, die sich, als die Tarifgemeinschaft erreicht war, 1896 vom Buchdruckerverband unter dem Namen Gewerkschaft los sagte. Der Kampf zwischen diesem Sonderbund und dem legitimen neutralen Verbands*) ist zu einem heißen Gefecht um die parteipolitische Unabhängigkeit der Berufsorganisationen geworden. Das Ende war der Triumph des Verbandes. Die Gewerkschaft hat sich in Erkenntnis ihrer Bedeutungslosigkeit wieder unter die siegreichen Fahnen der Neutralen gestellt. Und mit dem Verband triumphtierte bald auch die neue Auffassung der gewerkschaftlichen Taktik.

Die Werthschätzung des Unterstützungswesens hatte sich längst in aller Stille Bahn gebrochen und es ist äußerst bezeichnend für diese Tatsache, daß sogar die radikale Buchdrucker-gewerkschaft mit einem ganzen Ballast von Versicherungszweigen ins Leben getreten war. Wenige Jahre, nachdem man sich mit der Tarifgemeinschaft der „Harmonieapostel“ abgefunden hatte, gaben die bis auf die Knochen sozialdemokratischen Maurer ihre Unterschrift zu kollektiven Arbeitverträgen. Damit haben die Revolutionäre selbst den Boden ihrer Doktrin verlassen. Diese Entwicklung konnten auch die Lokalfisten, ein seltsames Gemisch von anarchisch individualistischen und kleinbürgerlich sozialdemokratischen Elementen, nicht hindern. Diese Gewerkschaftsgruppe hat bis zum heutigen Tage mit harmlosem Viertelsradikalismus, inspiriert durch einflußreiche Anhänger von Arbeiterwirtschaften, gegen die „Versumpfung“ der Centralverbände gekämpft. Für diesen heiligen Krieg suchten sie die Mithilfe der Sozialdemokratie, zu der sich die Lokalfisten laut Statut bekennen, zu werben. Die offizielle Partei hat allerdings in der letzten Zeit kaum mehr als das Entgegenkommen gezeigt, das sich mit der neutral vermittelnden Rolle einer politischen Körperschaft verträgt, die bestrebt sein muß, ihre Anhänger nach Kräften zusammenzuhalten, und also nirgends ganz verkehrend auftreten darf. Es giebt kaum einen deutlicheren Beweis für das allmähliche Anwachsen der Macht und damit auch des Einflusses der freien Gewerkschaften auf die Sozialdemokratie als diese Tatsache.

Was an der lokalfistischen Bewegung interessiert, ist übrigens nicht ihr Radikalismus, sondern ihre decentralistische Richtung. Völlige Autonomie der einzelnen Ortsvereine und in diesen wieder jedem Mitglied möglichst ungehemmte Bewegungsfreiheit, kein Einspruchsrecht eines „ortsunkundigen Centralvorstandes“, keine Einordnung der lokalen und individuellen Bestrebungen in ein einheitliches nationales Gesamtwirken: mit diesen engherzigen und kindlichen Anschauungen erklärte diese Vereinigung den „centralverbändlerischen Päpsten“ den Krieg. Und doch hat unstreitig der Anarchismus in der Gewerkschaftsbewegung reinigend und erfrischend gewirkt. Ich habe schon erwähnt, wie leicht die Organisationen dem

*) Die der Centrakommission der deutschen Gewerkschaften angeschlossenen Verbände nennen sich legitime Verbände.

Bureaucratismus verfallen, und muß hinzufügen, daß ein allzu schematischer Centralismus in den Berufsorganisationen eben so verderblich werden kann wie im Staatsleben. Der oft raffinierten Wählerarbeit der Sozialisten ist es nun ohne ihr Wissen gelungen, die Verbände zu einer vorbeugenden Taktik zu veranlassen. Sie suchten örtliche Abspaltungen durch die Anstellung von Vertrauensleuten und Agitationleitern an den verschiedensten Orten im Reich zu vermeiden und tragen so den berechtigten föderalistischen Ansprüchen Rechnung.

Ohne sich Illusionen hinzugeben, kann man heute sagen, daß die beiden eingebürgerten alten Gewerkschaftsgruppen Deutschlands, die liberalen und die sozialistischen, in ihrem praktischen Wirken und in ihren Grundanschauungen einander schon sehr nah gekommen sind. Ich will nicht nachrechnen, wer mehr nach rechts, wer mehr nach links gewichen ist; der Zwang der Entwicklung hat beide Organisationen auf den Punkt gedrängt, wo sie Arbeiterinteressen einheitlich vertreten müssen: auf das wirtschaftliche Gebiet. Damit ist allerdings weder eine baldige Verschmelzung beider Gruppen noch die Durchführung der parteipolitischen Neutralität verbürgt. Die Gewerkschaften müssen Politik treiben, bis ihre sozialpolitischen Forderungen erfüllt sind; also wohl immer. Die Arbeiter werden aber so lange in geistiger Abhängigkeit von klassenfremden Strömungen bleiben, bis sie vom Fonds der eigenen Erfahrung, des eigenen Wissens und der eigenen Ideale zehren können. Daraus folgt, daß sich auch die Gewerkschaften um die Gunst der politischen Parteien bemühen müssen, bis sie sich aus eigener Kraft eine parlamentarische Vertretung schaffen können.

Während sich die alten Gewerkschaftsgruppen von der parteipolitischen Vormundschaft langsam befreiten, sammelte sich eine kleine, aber rasch wachsende Arbeiterschaft um das Banner der christlichen Demokratie. Um die Mitte der neunziger Jahre gelang es einigen Sozialpolitikern und warmherzigen katholischen Pfarrern, die in Vergessenheit gerathenen Gedanken des tapferen Bischofs Ketteler neu zu beleben und ihnen durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften zu praktischer Anwendung zu verhelfen. Wie einst die Verjüngung der liberalen Partei durch die Arbeiter erhofft wurde, suchten nun tiefer blickende und wohl auch ernstere Anhänger des Centrums ihre innerlich durch die Standesgegensätze zerklüftete Partei unter Mithilfe der Proletarier wieder zu einen und zu demokratisiren. Das Christenthum, das so lange den Interessen der Besitzenden dienen und deren politische und wirtschaftliche Kämpfe unterstützen mußte, wurde zum allgemeinen Volksideal gemacht. Aus dieser Verallgemeinerung schälte sich dann allmählich die Religion der Enterbten, das Christenthum der Gewerkschaften heraus. Keine Arbeitergruppe hat sich mit so wenig Originalität und mit so großem Geschick bereits anerkannten Erfahrungen und Gepflogenheiten angepaßt und keine hat sich so schnell die Einrichtungen ihrer Gegner angeeignet wie die christliche. Es dürfte schwer fallen, die unterscheidenden Merkmale zwischen der christlichen und der freien Gewerkschaftsbewegung zu erkennen; alle Gegensätze verflüchtigen sich in die Schemen ungreifbarer Weltanschauungen. Und dennoch das unleugbare Gedeihen der christlichen Gewerkschaften? Vielleicht gerade deshalb. Das religiöse Empfinden ist im besten Fall von den übrigen Berufsorganisationen ignoriert, im schlimmsten Falle aber gräßlich von ihnen verlegt worden; und doch bildet es die einzige Brücke, über die der gläubige

Arbeiter ins neutrale Wirtschaftsgebiet schreiten kann. Wir brauchen also in dem Entstehen der christlichen Gewerkschaften keinen Rückschritt zu beklagen, trotzdem ihr Auftreten die leidige Arbeiterzer splitterung noch verschlimmert hat. Wenn auch die Förderung dieser Organisationen vielleicht vielfach nur dem Zweck dienen mag, dem alten Centrum neue Kraft zuzuführen: die christliche Gewerkschaftsbewegung hat einem Theil der indifferenten Arbeiterschaft so viel an bleibenden Idealen gegeben wie die sozialistische der Mehrzahl unserer organisierten Proletarier. Christenthum und Sozialismus müssen im Dienste der Arbeiterbewegung zu den selben praktischen Konsequenzen im wirtschaftspolitischen Wirken führen und können daher auf die Gesamttaktion einen einheitlichen Einfluß ausüben, sobald jede klassenfremde und parteipolitische Einnischung unterbleiben muß.

Wer das Verhältniß der Berufsorganisationen zu den politischen Parteien kennen lernen will, darf sich nicht bei Neußerlichkeiten aufhalten, sondern muß den Geist erfassen; er darf nicht bei der Betrachtung der verschiedenen Banner und Abzeichen die einheitliche Vortwärtsbewegung der Armee übersehen und sein Ohr darf durch die Festphrasologie der Kongresse nicht taub gemacht werden gegen die Forderungen des Alltagslebens, die alle Organisationen übereinstimmend erheben und gemeinsam erringen. Grundsätze, mit denen die Praxis vielleicht schon längst gebrochen hat, leben im Volksbewußtsein noch fort; und noch konservativer als der Intellekt ist das Gefühl. Wie es zweifellos ist, daß der politische Befreiungskampf der Gewerkschaften sich vorbereitet, so klar ist es auch, daß liebgeworbene Traditionen nicht mit einem Ruck aus den Herzen der Arbeiter gerissen werden können. Uns genüge aber einstweilen die unleugbare Thatfache, daß der bisherige Kampf unserer Arbeiterorganisationen nicht nur ein planmäßiges Ringen nach wirtschaftlicher Macht, nicht nur unerhöroener Streit um die Verallgemeinerung der Kulturgüter, sondern auch ein unaufhaltsames Streben nach Ueberwindung der eigenen Schwäche gewesen ist. Die Gewerkschaften werden sich ihrer hohen Verantwortung für das Wohlergehen der ganzen Arbeiterklasse und das Gedeihen der ganzen Nation mehr und mehr bewußt und ihre wirtschaftlichen Funktionen dehnen sich auf immer weitere Gebiete aus. In taktischen und wirtschaftlichen Fragen haben sie bereits ihren eigenen Weg gefunden; sie werden früher oder später gezwungen sein, ihre sozial- und wirtschaftspolitische Aktion der Eigenthümlichkeit ihres ökonomischen Wirkens anzupassen. Ob eine der bestehenden Parteien sich zur parlamentarischen Exekutive der Arbeiterorganisationen machen, also auf ihren allgemein politischen Charakter zu Gunsten einer Klassenvertretung verzichten oder ob eine politische Neuorganisation im Sinn einer Gewerkschaftspartei entstehen wird: Das gehört ins Reich der Prophezeiungen. Aber daß unsere organisierten Arbeiter in und außerhalb der Parlamente ihre eigene Politik treiben müssen, wenn sie mit der Neutralität die Beeinflussung der Gesetzgebung verbinden wollen, wird schon heute kaum mehr angezweifelt. Die Gründe der Abhängigkeit der Berufsorganisationen liegen in der intellektuellen Unselbstständigkeit der körperlich überanstrengten und geistig vernachlässigten Arbeiter. Wer es ernst nimmt mit der Neutralität, Der helfe die Arbeitsverhältnisse bessern und die Volksbildung heben. Hier wäre auch für unsere Regierung, die sich durch die aufdringlichen sozialdemokratischen Dekorationen auf Gewerkschaftskongressen so abgestoßen fühlte, ein Feld zur Reformarbeit.

Selbstanzeigen.

Meine Haide. Gedichte. Max Hesses Volksbücherei. Leipzig. 20 Pfennig.

Ich möchte, daß diese Gedichte auf Den, der sie liest, wie ein Sommer wirken, wie ein Sommer voll Glanz und Gluth, voll Schwüle und Schwere, voll Ruhe und Reife, wie ein Sommer, verlebt in der einsamen norddeutschen Haide. Wer aus der Welt, aus Kampf und Leben, Lieben und Hassen, in die Haide entflieht, der ist sich selbst und der Natur, wie ein Kind der Mutter, preisgegeben. An all ihren Freuden wird sie ihn theilnehmen lassen und den Befangenen wieder hellsehend machen wie ein Kind; aber auch all ihre Schauer werden sein von einsamen Gedanken und von der Phantasie erhitztes Blut durchjagen und durchpeitschen. Der Zauber der Stimmungen wird ihn immer intensiver, das Leben aufsteigender Traumgestalten immer greifbarer und wirklicher umgeben, sein Fühlen, Glauben und Wissen wird immer tiefer und reicher werden, bis es ganz eins wird mit der Natur, seiner Heimath, seiner Mutter . . . Das ist der Zauber der Haide: ein süßes, seliges Gliederlösen, nur Träumen, nur Lauschen und Sehen . . .

Wie dunkle Träumereien glänzen
verschwiegene Weiher hier und dort,
Veuchtkäfer in den Rasten sprühen,
die Grillen singen fort und fort.

Wie Silber glänzt der Haidesand,
die Dummeln läuten durch das Kraut,
still übers flache Hügelland
schwimmt ein verworrener Glockenlaut . . .

Die Romantik mit all ihrem hellen Zauber erwacht. Da hört man den dumpfen Hufschlag jagender Rosse, das leise Klirren von Waffen, das hegende Athemholen muthiger, schnellfüßiger Bracken; da rauscht es von Sammet und Seide und zu Harfenzupfen klingt das Lied heiß fordernder Minne. Lichte Gestalten erscheinen dem Träumer auf der noch frühlinghaften Haide.

Mädchenträume.

Sie sah und stierte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Völlen sang sie, die verblühen,
von Liebesgluthen, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam . . .
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht seit,
in ihren Gürtel still hinein
und schloß mit einem Seufzer ein . . .

Mit triebvollen Gefängen, wie sie nur Der singen kann, der sich eins mit der Natur fühlt und dem sie die Ruhe des Herzens wiedergab, klingt der erste Theil des Buches: „Selige Sommertage“ aus. Aber es bleibt nicht so. Mit der Sommer Sonnenwende und ihrer Schwüle, mit den Todesahnungen der Natur, mit Sommersturm und Gewitter erwachen all die dunklen Regungen in der Menschenseele, das Gefühl des Verlassenseins, die Furcht vor der Natur, die Furcht vor dem Tode. Das Totenodglein singt um Mitternacht, der apokalyptische Reiter erscheint im Abendnebel, die dunkle Sehnsucht nach einer Frühverstorbenen wird wach, der müde Wanderer sucht das Grab seiner Mutter: Alles ist Illusion, Liebe und Haß, Glaube und Wissen, — wir sind unrettbar dem Walten der Naturkräfte hingegeben. Was tröstet uns, wenn die Seele, das Bewußtsein, die Individualität für immer mit dem Tode erlischt? Der Ergründung dieses furchtbarsten Problems, das erst dem Mann, der die Sommer Sonnenwende des Lebens überschritten hat, mit allen seinen Schrecknissen erscheint, ist der zweite Theil des Buches: „Sommer Sonnenwende“ gewidmet. Bis zur Verzweiflung werden diese Stimmungen durchlebt und gewissermaßen zur Katastrophe in der Gespensterballade: „Die Heimkehr“ und in den Visionen „Der Bauer und der Tod“, „Christus beruhigt das Meer“ und „Traum“ geführt und auch überwunden. Die Leitmotive des ersten Theiles werden nun wieder aufgenommen. Der Herbst naht.

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schreden schon empor —
Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel theilt sich schwer und träg —
Ein rothbraun Röcklein klappert über'n Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Thau,
Schwarz ist die Rüstung und sein Auge grau
Blickt starr und still wie in ein weites Grab.
Sein Röcklein magt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verbrossen, wie im Traum,
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
Und was er streift mit seiner Eisenhand,
Niedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
Dicht fallen weiße Blätter hinterher.

Mit solchen Herbststimmungen, mit Bauernballaden und Schwänken, mit Liedern von Herdglück und Kinderlust schließt das Buch.

Uebrigens wurde mit diesem etwa hundert Seiten starken Büchlein, so viel ich weiß, der erste Versuch gemacht, ein modernes Gedichtwerk durch eine Volksausgabe weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen.

Wilmersdorf.

Hans Benzmann.

Fantocchini (Vers und Prosa). Piersen 1902. 4 Mark.

Ich schlage — manchmal in bürrem Jörn, öfter in genugsäsigem Humor — von einem nach ernstestem Suchen endlich gefundenen standfesten Mittelpunkt nach allen Seiten um mich. Treffe ich, halb wider meinen Willen, einen Arno Holz: dann habe ich die Narrenpritsche in der Hand; denn ich liebe den stolzen, tapferen Arno. Aber den Wuthknüppel oder das ironische Stilet gebrauche ich gegen das Banausenthum verschiedenster Vermummung: gegen läppische Wissens-knechte oder ölige Glückseligkeitsphilister, gegen alle Gut- und Schönameierei, gegen frampfige Brutalität eben so wie gegen verlogene Zärtelci. Wenn mans nicht laut hinausstreit, verweht's im Winde. Was thut's, ob eine zarte Seele Ohrenschmerzen davon bekommt?

Dr. Otto zur Linde.



Stunden und Sterne. Neue Gedichte. Oesterreichische Verlagsanstalt in Wien.

Neue Gedichte selbst anzuzeigen, ist nicht so leicht; denn wie soll man von Vryk sagen, was man mit ihr „gewollt“ hat? Ich darf höchstens andeuten, daß ich mein Dichten hier als eine Poesie der seelischen Unterströmungen, des Unbewußten bezeichnen möchte, auch als Poesie der landschaftlichen Hintergründe: denn Landschaft ist Vryk. Wird man die Musik zwischen den Zeilen hören? Die Abtheilung „Heimath und Jugend“ enthält Manches, was ich vor langer Zeit, ganz am Anfang der achtziger Jahre, als Jüngling geschrieben habe; ich nahm es auf, um zu zeigen, daß ich damals, ehe es noch eine moderne deutsche Stimmungslryk gab, ihre Töne ahnte, — leider zu früh! Die „Stunden und Sterne“ sind meine zweite Gedichtsammlung. Ihnen gingen 1897 „Heilbunke Lieder“ voraus.

Hodo Wildberg.



Die Zuständigkeit des Preussischen Heroldsamtes. Archiv für öffentliches Recht. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Die Schrift behandelt einen Gegenstand, der bisher zwar mehrfach in richterlichen Entscheidungen zur Sprache gekommen, aber noch nicht im Zusammenhang in wissenschaftlicher Weise behandelt worden ist. Ich habe versucht, ihn nicht nur wissenschaftlich erschöpfend zu erörtern, sondern auch Allen, die mit dem Heroldsamt zu thun bekommen, die wünschenswerthen Aufklärungen zu geben.

Großlichtersfelde.

Dr. Stephan Reule von Stradonitz.



Walt Whitman: Grasshalme. Eugen Diederichs, Leipzig.

Eine Auswahl der Dichtungen Whitmans, mit einer Einleitung, auf die hier statt aller weiteren Erläuterung hingewiesen sei. Möchte der Mensch Whitman, der nie den Ehrgeiz hatte, ein Literat oder Reimschmied sein zu wollen, auch in Deutschland die Beachtung finden, die ihm gebührt. Vielleicht kann er Manchem von uns zur verlorenen seelischen Gesundheit und Freude — die höher ist als alle Vernunft — zurückverhelfen.

Riel.

Wilhelm Schölermann.



Oskar Wilde: Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. In einer numerirten Auflage von 200 Exemplaren, ohne Buchschmuck. Insel-Verlag. Leipzig.

Dieser Versuch einer Uebersetzung der „Ballad of Reading Gaol“ in der sechszelligen Strophe des Originals entsprang einem zufälligen Antriebe, nicht dichterischem Ehrgeiz. Die Aufgabe des Uebersetzers schien mir darin zu bestehen, Inhalt und Stimmung in der gegebenen Versform festzuhalten, also der Form zu Liebe den genauen Wortlaut vereinzelt zu opfern. Die Mängel der Uebersetzung wird man um so nachsichtiger beurtheilen, je mehr aus ihnen die Vorzüge des Originals zu erkennen sind.

Kiel.

Wilhelm Schölermann.



Der Sklavenboom.

Ench, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, bekräftigte und erklärte, daß alle Sklaven frei sind und hinfüro sein sollen und daß die Exekutive der Vereinigten Staaten, mit Einschluß der Armees- und Marinebehörden, die Freiheit dieser Personen anerkennen und verbürgen wird. Und für diesen aufrichtigen Akt der Gerechtigkeit rufe ich das ruhige Urtheil der Menschen und die gütige Gnade des allmächtigen Gottes an.“ So geschah am ersten Tage des Jahres 1863. England jubelte Lincoln zu, denn damals gefiel es sich noch in der erhabenen Rolle des milden Sänftigers der Sitten, der die Menschheit auf den Weg zum Guten führt: *sceptra tenens mollitque animos et temperat iras*. Andere Zeiten, andere Lieder. Vierzig Jahre nach der Emancipation der unterm Sternenbanner hausenden Neger läßt die englische Regierung in Südafrika die Sklaverei wieder aufleben. Nur in einer anderen Couleur: gelb statt schwarz. Und den Börsen entringt sich ein Freudenschrei. Die Jobber springen vor Lust. Direktoren umarmen einander. Piane de Pough bekommt das theuerste Automobil. Der Boom ist da. Europa beglückt von China! Das Reich des Himmelssohnes wird die hohe Ehre, so rasch nach der Züchtigung von Loku, hoffentlich zu schätzen wissen. Wenn das erste chinesische Kulkischiff von Shanghai nach dem Kap ausläuft, wird, denke ich, der englische Konsul den chinesischen Gouverneur zu einer Flasche Sekt einladen, sein Glas erheben und sprechen: „Lassen Sie uns, Excellenz, auf eine Völlergemeinschaft trinken, die ihre edelste Blüthe in dem Bestreben zeitigt, einander beizustehen!“ Und die chinesische Excellenz wird in ehrerbietiger Rührung den süßen Inhalt des Kelches leeren.

Von den vielen Schändlichkeiten, die, seit Law das Wertpapier erfand, einer Aktienhaufe als Leiter dienten, ist diese Einfuhr von Chinesen nach Südafrika die schändlichste. Die Verträge zur Beschaffung des Menschenmaterials schließt man mit chinesischen Lieferanten ab. Der Preis für das Stück zweibeinigen Viehs versteht sich franko Südafrika. Das Risiko der Sachbeschädigung bis zur Ankunft am Bestimmungsort trägt der Verladet. Jede Sendung wird nach drei Jahren retournirt, um der Gefahr zu steuern, daß das Vieh etwa zu sehr von der Kultur beledt und am Ende gar von Menschenwürde durchdrungen werden könne. In der Heimath muß sich das zurückbeförderte „Material“ zu-

nächst erst wieder zerstampfen lassen, um zum zweiten Mal auf das Rohstoffniveau hinabzusinken, auf dem es allein verwendbar ist. Schönheitsfehler schaden nicht. Und zu den Schönheitsfehlern zählt auch Pies. Man sorgt ja dafür, daß das Vieh hübsch isolirt bleibt. Drei Jahre lang — Das heißt: bis der Kontrakt mit dem Großunternehmer, rothe Sklavenhändler, zu Ende geht — führt der Weg vom Stall zur Arbeit und von der Arbeit zum Stall. Das Futter liefern die Minenmagnaten. Jedem Stück der Herde wird am Ende seiner Zeit dann ein kleinerbeutel mit Goldstücken umgehängt. Das ist die Löhnung und hauptsächlich dazu bestimmt, das noch intakte Brudervieh aus China anzulocken. Selbst die Kaffirneger haben diesen Lohn zu lang gefunden und der größte Theil Derer, die sich in bitterster Noth verbinden müssen, kehrt so rasch wie möglich der Arbeit wieder den Rücken. Die Engländer legten bei Ausbruch des Krieges Werth darauf, sich des Wohlwollens der eingeborenen Schwarzen zu versichern, und garantirten ihnen deshalb volle Freiheit und Gleichheit mit den Weißen. Nie wieder sollte der Bär sie mit dem Stock schinden, nie wieder ihnen verwehren dürfen, wie hellersfarbiger Leute Kind den Bürgersteig zu benützen. Nach dem Krieg war das Erste, was man dem Neger bot, eine Kürzung seiner ohnehin nicht zu fetten Löhne. Das war nicht die Freiheit, die der Kaffer meinte. Es war die Freiheit, zu verhungern, die leider in England überhaupt die sicherste aller Freiheiten ist. Das hat die Kaffern abgeschreckt. Sie sind aus ihren Hütten nicht mehr hervorzulocken und hungern lieber auf eigenen Füßen als im Frohndienst wuchernder Magnaten. Noch aber lebt John Chinaman. Den kennt John Bull als ein frommes Thier, fast ohne menschliches Bedürfniß, schon seit vielen Jahren. Der ist der Richtige. Den kann man Tag vor Tag in Wagenladungen haben; und auf Tausend, die krepiren, kommen Tausend, die noch gut drei Jahre in den Minen unter strenger Aufsicht schuften können, ehe sie krepiren. Indien läge zwar näher und der Jüder frisst nicht mehr als der Chinese, ist sogar noch hübscher. Da aber sei der Stern von Großbritannien vor! Was würde die Welt sagen, wenn England Rotten indischer Kulis, seiner eigenen Untertanen, offen in die Sklaverei abführen ließe? Seiner Selbstachtung als Großmacht und seiner traditionellen Begeisterung für die Gleichheit aller Bürger — honny soit qui mal y pense! — ist man immerhin Etwas schuldig, wenn auch nicht viel. China ist schließlich doch nur China; und daß man dem Ueberfluß der chinesischen Bevölkerung die Gelegenheit bietet, sich in den Dienst der ersten Firmen der City von London zu stellen, ist eine Leistung, die der Betroffene als eine schmeichelnde Ehrung zu betrachten hat.

Die Pöppe werden also kommen und der Ertrag der Minen wird sich heben, weil der Preis der Arbeit auf ein Minimum herabgedrückt ist, das zum Himmel schreit. Die Kurse steigen. Die Häuser blüht sich. Wer aber wagt, hier von einer „Ertrungenschaft“ zu reden? Wenn das ungeheure Kapital, das in den Goldminen (in den Minen selbst, nicht in ihren Aktien) angelegt ist, durch eine höhere Lohnstufe gefährdet wäre, dann gäbe es wenigstens noch vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt aus, der jede irrationelle Werthvernichtung verpönt, eine theoretische Entschuldigung für das Vorgehen der Magnaten, das jeder Gerechtigkeit, jedem menschlichen Empfinden Hohn spricht. So aber liegt hier der Fall nicht. Der Lärm, mit dem die Magnaten und ihre verblendete Trabanten-schaar, das Minenpublikum, die Welt seit Jahr und Tag zu erfüllen

versteht, hat die meisten Menschen zu der falschen Annahme verleitet, das Wohl einer riesigen Industrie stehe auf dem Spiel, das Wohl eines Landes, das Wohl der Rotteninstitute in allen Großstaaten, die des Metallzuwachses aus dem Transvaal dringend bedürften und ihn doch nicht erhalten könnten, ohne daß die chinesische Abscheulichkeit mit in den Kauf genommen wird. Wie sehen die Dinge aber in Wirklichkeit aus? Das in die transvaaler Minen hineingesteckte Kapital bedarf zu seiner Rentabilität nicht erst der chinesischen Sklaverei. Es trägt fünfzig und hundert Prozent und darüber, also das Vielfache Dessen, was man sonst von einer Anlage beansprucht, selbst wenn sie etwas riskanter Natur ist. Und all diese Nominalkapitalien afrikanischer Minen sind doch schon eine Verwässerung des Objectes, die den Gründern auch ohne ein Agio der Aktien geradezu sabelhafte Gewinne in den Schoß geworfen hat. Die Gründer also erscheinen, selbst reichlich gemessen, vollauf befriedigt. Der Kennwerth des Kapitals verzinst sich ungemein hoch. Was will man also noch und wozu wird aus denöhnen der letzte Pfennig herausgepreßt? Die Antwort ist leicht gefunden: weil die nimmersatten Gründer die Aktien dem Publikum mit vielhundertprozentigem Agio angehängt und weil die Magnaten noch Berge von Aktien haben, die sie mit enormem Aufgeld loswerden wollen, obgleich sie selbst daran nur das Papier und den Druck zu bezahlen hatten. Wer sich die Mühe giebt, einen Blick auf den Kurzettel zu werfen, wird, wenn er sich vorher vom dem wüsten Geschrei über die Arbeiternoth betäuben ließ, seinen Augen nicht trauen. Da sieht er fast all die „entwertheten“ Minenaktien mit einem Agio notirt, das sich bis zu Höhen versteigt, wie sie eine deutsche Industrieaktie oder ein amerikanisches Bahnenpapier niemals auch nur annähernd erlebt hat, das aber auch mit seiner Tiefgrenze im Vergleich mit heimischen Ziffern noch Respekt einflößt. Agiotage, nichts als Agiotage, und zwar der wildesten Art, auf ein ohnehin schon riesenhaftes Agio gepropft: Das ist der einzige Zweck der wilden Agitation, die jetzt die Einfuhr von Chinesensklaven nach dem Transvaal durchsetzen soll. Man darf getrost sagen, daß noch niemals ein so verruchtes, die ganze Menschheit erniedrigendes Mittel gebraucht wurde, um der unsaubersten Geldmacherei die Wege zu ebnen.

England mag den Niedergang seiner politischen Moral, der sich in der Beihilfe der Regierung zur Beschaffung chinesischer Kulis ausdrückt, selbst betauern. Doch die Minenmagnaten erfreuen sich in Großbritannien der Gunst der Mächtigen; und gegen einen solchen Wall hätte selbst ein stärkerer sittlicher Wille, als er heute in England fühlbar ist, schweres Spiel. Traurig aber ist, daß wir uns nicht verhehlen dürfen: mit diesem ruchlosen Werk sind mehr deutsche als andere Namen verknüpft. Das scheint der Schande noch nicht genug. Auch die in Deutschland heimische Hochfinanz hat sich an der transvaaler Minenagiotage so eifrig betheiligt, daß unser deutsches Publikum in das widrige Lügenneß mitverwickelt worden ist. Der Einfall, die Minenagiotage zur Verbesserung deutscher Bankbilanzen zu benutzen, stammt nicht gerade von dem erlauchtesten Persönlichkeiten unserer Handelswelt; und selbst wenn man mit Jsidor Lechat findet, daß *les affaires sont les affaires*, müßte man immer noch wünschen, Deutschland wäre vor den Genies bewahrt geblieben, deren Gewinn gier im papiernen Reich der Goldminen ein Feld zu skrupelloser Thätigkeit suchte und fand.



Dippold.

Der Fall Dippold eignet sich dazu, mit ihm die Irrationabilität (Fremdwörter sind mitunter nützlich) des Institutes ein Wenig zu beleuchten, das man Justiz nennt. Zwar scheint der blinden Göttin diesmal leidlich Genüge geschehen zu sein: Richter Publikum hat die acht Jahre Zuchthaus mit Beifall begrüßt. Aber der Psychologe läßt sich dadurch in der Ueberzeugung nicht beirren, daß das Strafen eine unhaltbare Einrichtung ist, weil der Mensch weder eines anderen Menschen subjektive Verschuldung zu erweisen noch die selben Objekte: das vom Verbrecher angerichtete Unheil und das Straßübel, gegen einander abzuwägen vermag. Von den haltbaren Zwecken des Institutes entfällt der eine: die in integrum restitutio der Geschädigten, auf den ersten Blick; Feing kann nicht mehr zum Leben erweckt werden, und wenn Jojo keinen lebenslänglichen Leibes- und Seelenschaden davonträgt, so hat er nicht den Herren Richtern dafür zu danken. Besserung oder Erziehung des Bösewichtes würde ein Wissender auch dann nicht erwarten, wenn das Zuchthaus eine Besserungs- und Erziehungs-Anstalt wäre. Jugendllicher Fanatismus kann durch Belehrung zu erleuchteter Begeisterung geläutert werden, abnorme Sexualität kann sokratisch veredelt und außerdem so gut gezügelt werden wie die normale, die ja alle Menschen bis zu einem gewissen Grade beherrschen müssen und thatsächlich beherrschen. Aber der hervorstechendste Zug in Dippolds Naturell ist Grausamkeit. Mit der läßt sich nichts anfangen. Wenn ein Mensch einmal so konstruirt ist, daß ihm nicht das Glück, sondern die Qual lebendiger Wesen Genuß bereitet, so läßt sich Das nicht ändern. Damit ist auch der Hauptzweck des Institutes, der Schutz der Gesellschaft, vereitelt. Den Kerl nach acht Jahren, wo er noch ein kräftiger junger Mann ist, auf die Gesellschaft wieder loslassen, ist schlimmer, viel schlimmer als einen tollen Hund frei laufen lassen. Trotz Polizeiaufsicht kann er noch ein Duzend und mehr Menschen langsam zu Tode quälen, ohne daß er, der nun Gewipigte, noch einmal dem Strafrichter verfällt. Nur wenn das Zuchthaus seine Energie vollständig brähe, trüge die Beurtheilung zur Erfüllung dieses Zweckes einigermaßen bei. Das ist, wie das hier neulich angezeigte Buch von Leuß wieder lehrt, eine gewöhnliche, in den meisten Fällen zu beklagende Wirkung der Zuchthaushaft. Doch was würde es nützen, die Schaar der Energielosen — Das heißt, praktisch gesprochen: der Vagabunden — um Einen zu vermehren? Wirklich erfüllt wird der Zweck nur durch lebenslängliche Einsperrung oder Tödtung. Jene nun ist unvernünftig. Ein schönes Raubthier füttert man im Käfig, zur Befriedigung der Schaulust; eine menschliche Mißgeburt zeigt man — abscheuliche Barbarei! — für Geld; einen Verbrecher stellt man nicht zur Schau; was wäre auch an ihm zu sehen? So bleibt Tödtung das einzige wirklich Vernünftige; Tödtung, nicht Hinrichtung, nicht Todesstrafe! Die Tödtung wäre zugleich eine Wohlthat für das moralische Monstrum, denn ein solches hat, gleich einer Mißgeburt, in seinem ganzen Leben keinen glücklichen Tag. Will man aber dem Monstrum keine Wohlthat erweisen, weil man aller Vernunft zuwider auf der Einbildung beharrt, der menschliche Richter könne und müsse das gestörte Gleichgewicht der Gerechtigkeit wiederherstellen, so würde in Fällen wie dem vorliegenden nichts übrig bleiben, als zur qualifizirten Todesstrafe zurückzukehren.

Reiffe.

Karl Zentisch.